Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 18 — **Marburg i. H., den 30. April** — **1908**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Liebe verträgt Alles — Ueber Weltanschauung als Heilfaktor — Von aktuellen Sachen. 8. Kirchliche Theologie — Fünfundzwanzig Jahre Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein. Schluß — Thesen über christliche Sittlichkeit und allgemeines Wahlrecht — Amulette von Evangelischen. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Liebe verträget Alles

1. Kor. 13, 7

In der Anschauung des Apostels Paulus ist also die Liebe ein Heros, der sozusagen auf starken, festen Füßen steht; eine Heldengröße mit stahlharten Seelennerven und mit Christophorusschultern, die wohl einmal unter der auf ihnen ruhenden Last sich biegen und beugen, aber nur, um sich alsbald wieder emporzurecken und auch durch Tiefen hin das Ihre zum Ufer hinüberzuschaffen. Aber: Alles? Sie trägt und erträgt Alles? Ist das nicht doch vielleicht die Utopie eines phantastisch verstiegenen Gemüts, das im Schwärmen den Wirklichkeitssinn und das Maß für Dinge und Daseinsformen verlor? Werden Spötter und Verächter sich nicht mehr als sonst versucht fühlen, hier unter Achselzucken zu sagen: Deine Botschaft hör ich wohl, aber mir fehlt für sie der Glaube?

Indem ich darüber sinne, zeigt mir die Erinnerung ein Geschehnis, das ich unter die großen in meinem sinkenden Leben rechnen möchte. In die Tage meiner ersten, jungen pastoralen Liebe reicht es zurück. Des Hessenlandes freundliche Residenz war sein Schauplatz. Lang, lang ists her. Aber es gibt Ereignisse, die man zu seiner Qual hier, zu Segen und Wonne dort nimmermehr vergißt. Der Jahre abtönende Kraft verbleichen sie nicht, wie die Wetter die Schriftzüge auf den Grabsteinen. In der Herzenstafel sind sie dir eingemeißelt. So steht bis ins Kleinste und Einzelste das vor mir, was ich damals erlebte und sah über das Paulusthema: Alles. — —

Ueber atemraubende Treppen bin ich aufgestiegen in ein Dachstübchen, einer Sterbenden das letzte Mahl zu spenden. Im engen Raum ein dürftiger Hausrat. Aber alles — der dünne Vorhang am Fensterbord, die verschlissene Decke des Tisches, der weiße Fußboden, über den ich gehe — von peinlicher Sauberkeit. In altem Stuhl, den freundliche fremde Hand hinaufschaffte, in Decke und Kissen verwahrt, — die Kranke. Seit Kurzem kenne ich ihre Geschichte, die Geschichte eines kurzen Glückes und eines langen Wehs; alles in ihr so alltäglich, und alles doch so erschütternd. Wie sie, an Leib und Seele gesund, arbeitsfreudig, zukunftsfroh, sieghaft dem blühenden, tüchtigen Zimmermann die Hand reicht; wie sie miteinander das kleine Heim sich ausschmücken; wie in der Geburt zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, ihre Elternherzen in Stolz und Wonne sich weiter auftun; und wie dann das Gespenst der Verwüstung — in Gestalt falscher Freunde, von Spiel und Trunksucht, die sich des Mannes bemächtigen — in ihr Leben und ihre Liebe tritt. Aber sie weicht nicht; sie nimmt den Kampf auf, — ein Kampf durch Jahre und Jahrzehnte geführt. Aus der Gosse holt sie sich — wer weiß, wie oft — den sinnlos Betrunkenen. Raten Wohlwollende ihr zu Scheidung und Trennung, sie hat nur eine Antwort: Er ist mein! Sie will den Faden nicht zerreißen, der ihre Seele mit der des Mannes verbindet. So ist sie geworden, was sie jetzt ist: eine Sterbende. Die Abendmahlsfeier ist bald beendet. Ich rüste mich zum Gehn. Da ruft die Kranke den Namen des Sohnes. „Hermann!“ Ja, Mutter. „Hermann! Bald, bald ists überstanden. Aber wenn ich nicht mehr bin, hier vor dem Pfarrer, bei dem Abendmahl, das du mit mir gehalten, — Hermann, bei dem Allen, bei deiner Liebe zu mir, versprichs: daß du den Vater nicht verlassen willst!“ Und es ist, als trete das verlöschende Leben in diesem zermürbten Leib noch einmal voll und heiß in dieses treue, gute Auge als angstvolle, große Bitte an den Sohn, als hefte es sich an das Kind fest, bis daß es die erbetene Liebe zugesagt.

„Alles!“ Damals habe ichs verstanden:

Die Liebe ist Alles! Wer zu lieben weiß,
Der kennt des Daseins ewig werten Preis.
In ihm ist Gott. Er hat das Licht, die Kraft,
Er hat den Glauben, hat die Wissenschaft.
Wer liebt, der lebt und gibt des Lebens Lust
All dem, was er umschließt in seiner Brust.
Er teilet aus, sieht seinen Schatz nicht an.
Er weiß es, daß er endlos geben kann.

K

Ueber Weltanschauung als Heilfaktor

Ueber dieses Thema, das an Bedeutung wohl wert wäre zu einer beständigen Rubrik in den Fachschriften — und nicht nur dort — erhoben zu werden, wurde kürzlich an dieser Stelle (1908 Nr. 1) referiert. Man gestatte mir das Wort dazu zu ergreifen, um Einiges daran noch genauer zu erklären. Mir scheint dies nicht unwesentlich zu sein, da es der Sache selbst, ich möchte sagen, der seelsorgerischen Technik zu Gute kommen muß, wenn die seelsorgerischen Aufgaben von den verschiedensten Standpunkten aus beleuchtet werden.

Ueber die Grundfrage, ob es berechtigt sei, die Bildung bestimmter Gedankengänge, Auffassungen und Vorstellungen in das Bereich von therapeutischen Bestrebungen hineinzuziehen, besteht wohl kein Zweifel. Der Arzt wird sehr oft in die Lage kommen, seelisches Leid mildern zu sollen, wo es mit körperlichem eng verknüpft ist. Ja, diese Aufgabe wird ihm gelegentlich zur Hauptsache, wenn die körperlichen Zustände eine wesentliche Abhängigkeit von dem Vorstellungsinhalt des Patienten verraten. Unabhängig davon erwachsen ihm drittens psychotherapeutische Aufgaben da, wo es gilt, schwer oder gar nicht beeinflußbare Krankheitszustände von innen heraus zu überwinden, anstatt sie zu beseitigen.

Da gilt es nämlich „Kranksein“ und „Darunterleiden“ als zwei unterscheidbare Vorgänge aufzufassen. Wo wir das erste, das objektive Krankheitsbild kaum noch beeinflussen können, müssen wir unbedingt das subjektive „Darunterleiden“ als ein außerordentlich dankbares Feld menschlichen Hilfebestrebens an-

sehen. Damit stehen wir dann allerdings mit beiden Füßen in Aufgaben, die als Weltanschauungsfragen in ihrem vollen Umfange zu dem religiösen Leben des einzelnen Patienten gehören.

Der Standpunkt des Naturforschers und Arztes wird nun naturgemäß ein anderer sein als der des Priesters. Dieser hat es in seiner Seelsorge immer nur mit Menschen zu tun, deren ganze Lebensauffassung der Richtung eines bestimmten Bekenntnisses entspricht, und die therapeutische Leistung, die die Aufgabe von ihm verlangt, kann ihm auch nur in dieser einen Richtung des eigenen Bekenntnisses liegen.

Das sind grundsätzlich verschiedene Sachlagen im Vergleich zu den Problemen, wie sie sich dem Arzte ergeben. Den suchen mit Vorliebe solche Menschen auf, wenigstens wo es sich um Fragen persönlicher Seelsorge handelt, die zu den offiziellen Vertretern ihrer Kirche keine nahen Beziehungen haben. Außerdem gehören sie den allerverschiedensten Richtungen und Bekenntnissen an, nicht wie dem Priester gegenüber nur einem bestimmten. Damit ist es schon von vornherein unmöglich für den Arzt, in den dogmatischen Begrenzungen der eigenen Kirche auch die Grenzen seiner therapeutischen Bemühungen zu sehen. Der Psychotherapeut muß vielmehr als gänzlich unpersönlicher Forscher — soweit dies möglich ist — die verschiedenen Weltanschauungen, die ihm entgegentreten, objektiv prüfen, und zwar darauf hin prüfen, welche Kraft gewissen Vorstellungen innewohnt, um ein verzweifeltes Menschenherz über sich selbst und sein Leid hinauswachsen zu lassen. Solche Vorstellungen finden sich in fast allen Religionsformen der Menschheit, und sie können in der Hand des Arztes in jeder beliebigen Darreichungsweise zum Heilmittel werden, gleichviel ob solche Arznei aus dem Tale des Jordan oder des Ganges stammt. Für den Naturforscher sind es gleichberechtigte Lebenserscheinungen, über deren ethischen Wert ihm nicht die kirchliche Richtung, sondern, wenn ich so sagen darf, der Erfolg am Krankenbette entscheidet. Wenn der Arzt ausgerüstet mit der Kenntnis der verschiedenartigsten Heilmittel auf diesem seelischen Gebiet an ein Krankenbett herantritt, so wird ihn die Diagnose des Zustandes und die Erkenntnis der vorliegenden Gesamtverfassung des Kranken daher oft zu sehr verschiedenen Mitteln von sehr verschiedener Herkunft greifen lassen.

Das ist der Unterschied zwischen meinem ärztlichen Bemühen und dem Ideengang von Johannes Naumann. Dieser geht naturgemäß nicht von der jeweiligen Besonderheit des Kranken aus; er muß in der Anschauung des eigenen Bekenntnisses das allein mögliche Heilmittel sehen, das er darum ebenso naturgemäß unterschiedlos verwendet wissen möchte. Er hat dabei übersehen, soweit er von mir sprach, daß ich mein Buch schon auf dem Umschlag ausdrücklich nur als Studie bezeichnet habe. Es liegt mir daran, grade hier in der Christlichen Welt zu betonen, daß mir dabei nichts ferner gelegen hat als diese eine Art, die Welt aufzufassen und mit den Verhältnissen ringend ihrer innerlich Herr zu werden, als mehr zu bezeichnen, denn als einen Weg von vielen möglichen.

Solcher Wege muß man, ich möchte fast sagen täglich, neue und andere zu gehen versuchen, eben je nachdem es die Verschiedenheit der Fälle mit sich bringt.

Man muß die verschiedenen Richtungen der uns entgegentretenden Weltanschauungen — Orthodoxie, Liberalismus, Judentum, Theosophie, Philosophie — wie verschiedene Sprachen zu handhaben wissen, unter Hintenansetzung der Vorliebe, die man selbst für diese oder jene Richtung hat. Man muß dabei über diesen Formen zu stehen trachten, die nur ein jeweils anderer Ausdruck für denselben Ewigkeitsgehalt der menschlichen Religiosität sind. Man muß über die verschiedenen Bekenntnisse hinüber den Schlüssel zum Eingang in das Herz eines jeden Kranken zu finden wissen.

Nimmt der Psychotherapeut diesen Standpunkt nicht ein, so wird er in der Vorstellung seiner Kranken vom ersten Augenblick an ein Gegner ihrer eigenen Anschauungen, und damit ist jede Möglichkeit einer Einwirkung oft von vornherein ausgeschlossen.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit für den Arzt, sich zunächst der Ausdrucksweise zu bedienen, die der Patient in seinem Herzen hoch hält. Er wird z. B. dem Theosophen nicht entgegenhalten, daß die Theosophie tatenarme Schwärmer züchte, sondern er wird ihm zeigen, wie weit er selbst in den Geist der Theosophie eingedrungen ist. Er wird sich seiner Lieblingsausdrücke vom Karma und Yoga bedienen und ihn so zutraulich machen, wenn er dabei in seinem Herzen überzeugt ist, daß auch dieser Weg, den statt ernster Buchendome Palmen und Tropengewächse schmücken, zu den alten heiligen Quellen aller Religion hinleitet. Und, wenn er das mit warmem Herzen fühlt, dann wird sich dies Alles nach Goetheschem Rezept leicht selber vortragen und zum Herzen der Kranken dringen.

Hat man den aber erst einmal so weit gebracht, dann kann man ihn unvermerkt führen und leiten, auch dahin, wo Naumann mich lieber graden Weges hingehen sehen möchte. Dieser Richtweg war aber bei meinem Tun oft durchaus nicht gangbar, sein Beschreiten wäre ja ein großer Kunstfehler gewesen und hätte Erfolglosigkeit auf der ganzen Linie gezeitigt.

Vielleicht wird mich Naumann besser verstehen können, wenn ich noch weiter hinter den Kulissen her ausplaudere. Ich will ihm gern davon Rechenschaft ablegen, warum meine Studien einen scheinbar so unchristlichen Charakter tragen und tragen müssen. Ich ging dabei von der Erfahrung aus, daß für meine christlich denkenden Patienten recht gut gesorgt sei. Die haben ihren Hilty, die haben ihren Johannes Müller, die haben vor allen Dingen Robertson und viele Andere, die haben last not least ihre Bibel und ihr Gesangbuch. Aber man wird mir zugeben, die, die seelisch gebrochen zum Arzt pilgern, haben dies Alles oft nicht, weil sie es nämlich gar nicht haben wollen.

Ich kann dreist behaupten: die Mehrzahl meiner nervösen Patienten, denen solche Weltanschauungs-Therapie not tut, lehnt einer inneren Gesetzmäßigkeit zu folge das kirchlich christliche Denken schroff ab und würde mir aufs heftigste und im Innern tief verletzt den Rücken kehren, wollte ich ihnen mit Bibelsprüchen im Hinweis auf Christi Lehre oder den alten Gott da droben entgegentreten. Es ist nun einmal so, und der Arzt und Naturforscher hat solche Erscheinungen objektiv und kühl zu betrachten. Für diese Sorte Menschen wollte ich sorgen. Mein Buch ist ein Studienblatt, das in hundertfacher Variation zur Verwendung gelangen kann. Wenn man aber recht hinschaut, so wird man doch vielleicht herausfühlen können, daß es nur das Präludium darstellt und daß ich nachher recht wohl verstehe, den zutraulich und fügsam Gewordenen gleichsam hinten herum an die Quelle zu leiten, die mir nicht weniger die wahrste und reinste dünkt als Naumann. Nur braucht der Kranke unterwegs nicht zu merken, wohin ich ihn führe.

Ich reiche ihm gewissermaßen eine Arznei, deren Bezeichnung und Bezugsquelle ich ihm vorerst noch zu verschweigen für richtig halte, um ihn nicht voreingenommen gegen ihren Inhalt zu machen. Oft darf man den künstlich gewobenen Schleier eben erst dann lüften, wenn der Kranke mit uns an der Quelle angelangt ist. Dann mag er überwältigt erkennen, daß auch das Heiligtum, in das ich ihn geleitete, Christo geweiht ist. Notwendig ist das für die mir zunächst liegenden therapeutischen Zwecke nicht; aber nie hätte ich ihn auf „gradem" Wege dorthin bekommen.

Jetzt ist all das organisch aus ihm herausgewachsen und entwickelt, was ihn der Priester, umsonst und tauben Ohren predigend, hätte lehren wollen. Und jetzt wird mir Naumann auch glauben, daß er mir zu Unrecht vorwirft, wenn er meint, die modernen Arbeiten evangelischer Theologie seien mir fremd geblieben. Im Gegenteil, die kenne ich alle so gut wie meine Veden und weiß sie täglich in die geeigneten Hände zu spielen. Aber in dieser meiner Studie, da waren sie nicht am Platz, sonst hätte ich statt dessen ein allgemeines Lehrbuch schreiben müssen und nicht bloß an einem einzelnen Beispiel zeigen wollen, wie ichs, nicht was ich meine.

Daß Naumann Aerzte mit so unkirchlichen Gottesbegriffen für ungeeignete Führer halten muß, ist selbstverständlich, besonders so lange er fälschlicher Weise wähnt, daß ein Psychotherapeut seine Aufgabe darin erblicken könne, jedem Kranken die eigene Meinung als die allein seligmachende anzubieten.

Naumann aber ist nicht der Erste, der mein Gottesbekenntnis falsch verstanden hat, und darum ist es mir längst klar geworden, daß ich in jenem Kapitel nur sehr unvollkommen wiedergegeben habe, was ich selbst über meinen Glauben an eine durchaus „lebendige" Gottheit zu sagen hätte.

Das mag daher kommen, weil eine solche Darstellung nicht der Hauptzweck meines Buches war; sie war vielmehr dort nur nebensächlich und noch dazu, wie aus obigen Darlegungen wohl hervorgeht, etwas tendenziös gefärbt. Ich sage das nur, weil ich fürchten muß, daß der sachliche Wert psychotherapeutischer Bestrebungen in den Augen derer leiden könnte, die es übersehen haben, daß ich damit nur einen Begriff andeuten wollte, der geeignet wäre über allen Parteien zu stehen, einen Begriff, der sich möglichst vielgestaltig modifizieren ließe, der unendlichen Fülle von Offenbarungsmöglichkeiten entsprechend und den verschiedenen Aufgaben der Psychotherapie folgend. Solche Bemühungen brauchen übrigens nur selten bis zu dieser Höhe emporzuklimmen, denn man wird sich meist damit begnügen können den sittlichen Unterbau aufzumauern. Die Krönung soll das Werk des Genesenden selbst sein und seinem eigenen Wesensinhalt entsprechen, nicht dem vermeintlichen Universalstempel irgendeiner philosophischen Lehrmeinung.

Voraussetzung zu all dem Vorangehenden ist natürlich eine starke Ueberzeugungskraft, die aus dem eigenen starken Ueberzeugtsein des Psychotherapeuten herstammt. Ja, es ist vielfach dieses Ueberzeugtsein wirksamer als das, wovon man überzeugt ist. Diese Beobachtung mag dem Gefühl des Priesters, der nur eine Ueberzeugung kennen kann, fern liegen, besonders, wenn er die Wirkung eines Glaubens von irgend welchen übernatürlichen Beziehungen zu dem Glaubensinhalt und Glaubensgegenstand in seinen Gedanken abhängig macht. Dem Naturforscher und Arzt hingegen sei gestattet, daß er aus solchen Beobachtungen den Schluß zieht, daß die Sonderform des Glaubens auch bei den verschiedensten menschlichen, und darum der Wahrheit oft recht fern bleibenden Anschauungsweisen keinen wesentlichen Unterschied macht. Unser Herrgott wird, dieser Schluß sei mir gestattet, eben mehr auf das Ueberzeugtsein an sich und die Ueberzeugungstreue Wert legen, als auf die Ueberzeugungsform. Wie wir uns dann die Wirkung solcher starken Vorstellungen auf unser Wesen zu denken haben, das bleibe dahingestellt.

Freilich, es gibt Viele, die es überhaupt ablehnen, daß eine Veränderung unserer ganzen Persönlichkeit durch die Kraft von wachsenden Vorstellungen möglich sei. Sie nehmen den Menschen als etwas Gegebenes hin, als einen geborenen Charakter, der mit unentrinnbarer Notwendigkeit ein Ergebnis seiner Umgebung darstellt. Dieses materialistische Dogma hat keinen Platz für die freie Selbstbestimmung, die in unserer Reaktion auf das umgebende Milieu zu Tage tritt. Und da meine ich allerdings, nur der wird einen starken Einfluß auf seine Nebenmenschen haben können, der im Gegensatz zu diesem Dogma die Ueberzeugung hat, daß unsere Anlagen keine unentrinnbaren Schicksale bedeuten, daß sie wohl zeigen was wir werden können, nun und nimmermehr aber, daß wir so und nur so werden müssen.

Unsere Persönlichkeit ist nichts Gegebenes, sondern ein in steter Bewegung Fließendes. Ein Gewordenes, nie Abgeschlossenes, das also stetig anders werden kann. Viele verschiedene und sich widersprechende Anlagen wohnen in unserm Herzen. Unsere Aufgabe ist es, aus diesen angeborenen Keimen, trotz unserer Umgebung und aus dem Kampf mit ihr die Kräfte sammelnd, unsern Charakter als einen selbst erworbenen heraus zu entwickeln. Sonst freilich würde unser ganzes Tun ein sinnloses Marionettenspiel bedeuten, und Psychotherapie wie Seelsorge und Charakterbildung wären ein sinnloses Bemühen.

Und nun wird der Referent zum Schluß auch glauben, daß ich von Herzen erschrocken war über seine Auffassung, als wolle ich mit meinem Studienblatt gar der Entwickelung unserer zukünftigen Religionsformen die Wege weisen. Das ist schon darum unzutreffend für meine Absichten, weil mir ja nach Alledem an der einzelnen Form und Ausdrucksweise herzlich wenig gelegen ist, während mir die Stärke des religiösen Empfindens dagegen unendlich viel mehr bedeutet.

Die menschlichen Naturen sind gar verschieden und damit auch die inneren Notwendigkeiten, denen die Einzelnen gehorchen müssen. Für den Naturforscher ergibt sich daraus sogar eine gewisse Freude an der unendlichen Vielgestaltigkeit religiösen Lebens und an dem Reichtum seiner Formen. Dogmatische Bedenken aber vermochte ich bislang getrost mit dem Hinweis auf Christi Wort abzuwehren: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Mir solls gleich sein, welches Kämmerchen er mir darin anweist, wenn ich nur das Bewußtsein habe, daß ich bei ihm wohnen darf. Marcinowski

---

Von aktuellen Sachen

8. Kirchliche Theologie

Die Professorenfrage ist in der Christlichen Welt so oft und so von allen Seiten beleuchtet worden, daß wir meinten eine Zeit lang davon schweigen zu dürfen.

Aber der Anlaß ist wieder da, und der Gegenstand unerschöpflich. Es lockt mich zu einigen Bemerkungen — mit veränderter Front.

1

Wir hatten es neulich mit dem Namen unsrer Theologie zu tun. „Liberal" und „modern" gefiel uns nicht, „kritisch" genügt auch nicht, „wissenschaftlich" wollen wir unsern Konkurrenten nicht antun. Aber „kirchliche Theologen" wollen wir uns nennen unsern Konkurrenten zum Trotz.

Es ist das wirklich ein Unterscheidungszeichen für uns. Es hebt uns ab von den führenden Geistern der Gemeinschaftskreise, von Evangelisten wie Johannes Müller und Lhotzky, von den Bremer Radikalen, von der ganzen übrigen bunten Schar religiös lebendiger oder interessierter Leute, die in der Ablehnung und Beschuldigung des bestehenden Kirchenwesens einig sind. Es grenzt uns freilich nicht ab von den Theologen, die auch kirchlich sein wollen und auch kirchlich sind, nur noch konservativer in ihrer Haltung. Aber wie, wenn uns daran gar nichts läge uns von diesen abzugrenzen? Denn daß es Christen, daß es Theologen gibt, die der Kirche noch abhängiger, noch gebundener gegenüberstehen als wir, ändert nichts daran, daß auch wir in unsrer ganzen Arbeit, der wissenschaftlichen wie der praktischen, uns von der Kirche abhängig, an sie gebunden fühlen.

Dabei verstehen wir unter Kirche 1. die Landeskirche, der wir als deutsche Pastoren oder Lehrer durch Geburt, Führung, eigne Wahl angehören. Diese Gebundenheit ist eine überaus bedingte. Nichts kann uns hindern, an ihrer Gestalt und Leistung die einschneidendste Kritik zu üben, wenn sie religiös und moralisch geboten ist, ja sogar das Prinzip des Landeskirchentums zu verwerfen und zu bekämpfen, wenn es im Interesse einer andern Kirche, von der wir sogleich auch reden werden, sein muß. Wir können dann z. B. sagen: Trennung von Staat und Kirche ist doch das Richtigere: aber wir können dabei noch immer, solange nur unser Gewissen das erlaubt, in der Landeskirche unsern Dienst tun, „kirchliche" Theologen auch in diesem engeren Sinne bleiben. Und Nichts kann uns hindern, unsre Wissenschaft so frei zu treiben, wie wir es auch unsrer Landeskirche für nützlich erachten.

Wir verstehen aber 2. und vor allem unter Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen aller Zeiten, von Jesus Christus, ihrem Haupt und Erstling an, durch alle Konfessionen und Denominationen hindurch, unter Orthodoxen und Ketzern, bis auf unsre Tage. Das ist keine statistisch oder juristisch feststellbare Gemeinschaft, aber dennoch eine völlig reale Größe, mit der man lebt, indem man zu ihr gehört. Eine unübersehbare Menge schlichter namenloser Christen gehört ebenso dazu wie die religiösen Heroen, deren Namen Denkmäler der Geschichte des christlichen Geistes sind. Man erkennt sie als Menschen von besonderer Art und Sendung; man sieht die Fäden der Gedanken und Wirkungen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert sie verbinden; man spürt ihre Einheit und Einigkeit an der

eigentümlichen Stellung, die sie trotz ihrer Mannigfaltigkeit gemeinsam in der Welt und wider die Welt einnehmen. Zu dieser Einen heiligen christlichen Kirche gehören wir und wollen wir als Theologen gehören. Da ist auch nicht einer in unserm engeren Kreise, der nicht in diesem Sinne ein kirchlicher Theologe sein wollte. Und nichts Hypothetisches oder Relatives läuft da mit unter; sondern in dem Momente, wo wir aufhören würden, dieses Verhältnis zu dieser ebenso realen wie idealen Gemeinde, die wir Kirche nennen, einzunehmen, würden wir aufhören, Pfarrer oder Professoren der theologischen Fakultät zu sein.

Zu beiderlei „Kirchen" stehen unsre konservativeren Genossen prinzipiell nicht anders. Hier ist eine ganz deutliche Abgrenzung gegeben, nicht nur „nach links", sondern nach allen Seiten hin, die unsern zwei Gruppen gemeinsam eignet.

2

Es ist nun wahr, daß dieser „kirchliche" Charakter von der Theologengruppe, in deren Namen die Christliche Welt reden darf, nicht so betont und herausgearbeitet wird, wie das geschehen könnte.

Auf die Versäumnisse, die wir uns da zu schulden kommen lassen, könnte uns wohl die Beunruhigung aufmerksam machen, die konservativere Mitchristen über uns empfinden, wie sie denn in sehr vernehmbaren Vorwürfen ohne Unterlaß laut wird. Sofern das aber durch die konservativ-kirchliche Presse geschieht, kommt es unsern Theologen nur in ganz geringem Umfange zu Ohren. Denn die Art, wie diese Presse, in Kirchenzeitungen und Tagesblättern, aus bestimmten Anlässen oder aus vermeintlich reiner Prinzipientreue heraus ihre Sache führt, ist gemeinhin für Theologen unsrer Art so abstoßend, daß man rasch zu dem Beschluß kommt, auf ihre Lektüre zu verzichten. Man fühlt rasch, daß solche Kritik einen nicht bessert, sondern höchstens verstockt, d. i. in einer zu geringen Meinung, die man von dem Christentum der so vertretenen Kreise hat, nur noch bestärkt. Das ist aber ein schlechter Dienst, dem auszuweichen wir die moralische Pflicht haben. Die Eine wahre christliche Kirche, von der wir oben an zweiter Stelle sprachen, muß man glaubend und liebend suchen; man muß sie finden wollen insbesondere auch bei den Christen, die zur Vergangenheit treuer oder eigensinniger stehen als wir. Wir haben bessere Gelegenheit, zu diesem Ziele zu kommen, als die Lektüre der Kirchenzeitungen, und wenn diese Lektüre gar die gegenteilige Wirkung auf uns ausübt, ist es richtiger, wir überlassen sie dem Kirchenhistoriker, der berufsmäßig daran nicht vorüberkann. Ich für mein Teil habe, so schwer mich das bei meinen journalistischen Verpflichtungen auch wieder bedrückte, aus solchen Gründen wiederholt auf die weitere Bekanntschaft mit solchen Organen verzichtet und davon immer einen Segen für meinen innern Menschen verspürt. Unter den rein gelehrten Theologen unsrer Richtung ist aber — von wenigen Ausnahmen abgesehen — diese ganze perennierende Literatur völlig verachtet, man liest und kennt sie nicht.

Dieser Zustand hat sein Mißliches. Einmal: irgendein Artikel irgendeiner solchen Zeitung kommt dann doch zur Sprache und damit zur Kenntnis, vielleicht gerade um seiner Inferiorität willen. Dadurch wird das Urteil über die ganze geistige Sphäre, aus der er stammt, vollends befestigt, und zwar aus ungenügender Kenntnis heraus. Sodann: in jenen Tages- und Wochenblättern steht doch auch Gutes! viel Gutes, zuweilen sehr Gutes! Das aber geht der Unkenntnis verloren.

Zu diesem Guten rechne ich auch allerhand kritische Bemerkungen oder Ausführungen, die unsrer Theologie gelten, dem zünftigen Betriebe in den Fakultäten, dem literarischen Hervortreten der Professoren usw. Dergleichen erfahren dann die gar nicht, die es am meisten angeht. Und das ist schade.

Ich weiß aber da keinen anderen Rat, als daß entweder jene ihren Ton ändern und die berechtigten Anstöße meiden, oder — und das allein haben wir in der Hand — wir selber uns strenger die Wahrheit sagen.

3

Wenn unsre Abgönner von „rechts" unsre Kirchlichkeit anzweifeln, so haben sie darum Unrecht, weil sie dennoch vorhanden ist, aber sie haben Recht, weil wir nicht genug Gebrauch davon machen.

Unsre Kirchlichkeit ist da, sonst wären wir nicht in der theologischen Fakultät. Denn das wissen wir alle, daß die theologische Fakultät für die Landeskirche und noch mehr für die Eine allgemeine Kirche Pastoren bilden soll. Man kann ja nicht für jeden Einzelnen einstehen. Es ist ja möglich, daß sich aus Versehen einmal Jemand in der theologischen Fakultät habilitiert, rein von gewissen Studien angezogen, aber des kirchlichen Sinnes baar. Das Bedauern über eine solche Abnormität wird in unsern Kreisen aufrichtig und allgemein sein. Ausnahmsweise mag ein solcher, wenn der Mangel verborgen bleibt, d. h. andre ausgezeichnete Eigenschaften darüber hinwegtäuschen, innerhalb des erwählten Berufes vorankommen: in der Regel werden auch die weitherzigsten Fakultäten an einem solchen Vakuum Anstoß nehmen. Lassen wir also die Ausnahme bei Seite. Dann bleibt für die akademischen Vertreter der Theologie der Vorwurf in Kraft, daß sie von ihrer Kirchlichkeit nicht genug Gebrauch machen. Es trifft das auch Professoren, die sich zu den Konservativen zählen und von Andern dazu gezählt werden, die einfach durch ihre Parteizugehörigkeit die Ruhe eines kirchlichen Rufs gar zu leicht gewinnen; aber es trifft die freier gerichteten viel mehr, die tatsächlich alle Ursache haben, ihre (gleichviel mit welchem Recht) angezweifelte Kirchlichkeit mit allen geziemenden Mitteln zu erweisen.

Das nächstliegende Mittel ist die Teilnahme am Leben der Kirchengemeinde, zu der sie gehören. Darüber hinaus die Teilnahme am öffentlichen Leben der Landeskirche, an Synode und Kirchenregiment, an Konferenzen und allerlei gutem gemeinsamen Werk.

Sofort tun sich Hindernisse auf. Das erste heißt: nach dem Maße ihrer Kraft. In der Tat ist die Gelehrtenpflicht und das Lehramt des Theologieprofessors heute so anspannend, daß es wohl seine ganze Kraft verzehren kann. Bei gutem Willen ist doch Vieles möglich.

Das zweite heißt: soweit Gemeinde und Landeskirche das gestatten. Es ist doch auch möglich, daß beide sich ablehnend verhalten, so daß der Professor sich dadurch zur kirchlichen Passivität gezwungen sieht. Zwar, zur Kirche und zum Abendmahl könnte er doch gehen! Aber selbst da mögen Schranken gezogen sein. Wir reden von Ausnahmen.

Nehmen wir normale Zustände in Landeskirche und Gemeinde, so scheint mir vor allem Eins anzustreben. Jeder Professor der Theologie müßte predigen. Es wäre das nur die Wiedererweckung einer Verpflichtung, die einst an den meisten Universitäten bestand und an einigen heute nur eingeschlafen ist. Diese Pflicht aber ist ein Recht, das gerade freier gerichtete Dozenten mit allem Eifer für sich in Anspruch nehmen sollten. Ihnen muß es geradezu Bedürfnis sein, von ihrem persönlichen Christentum, das bei der Anwendung strenger Methoden in der Wissenschaft zurücktritt, vor der Gemeinde immer und immer wieder Zeugnis abzulegen. Es genügt nicht, daß die gelehrten Fachprofessoren zuweilen in hohen Tönen reden von dem Vermittleramt ihres Kollegen, des Vertreters der Praktischen Theologie. Der allein kann es nicht tun, und die Schätzung seines Sonderamtes leidet darunter, wenn sie ihn dabei allein lassen. Es genügt auch nicht, wenn die gelehrten Fachprofessoren häufig und ernst ihre Hochachtung vor dem geistlichen Amt überhaupt und insonderheit vor der Predigt bezeugen. Hic Rhodus hic salta! Ich bin in der Tat nach mancherlei Schwankungen meines Urteils zu der Ueberzeugung zurückgekehrt, ja ich habe sie heute wohl in einem Maße wie früher kaum je, daß die Predigt das Wichtigste ist am geistlichen Amt, daß in der Predigt vornehmlich die Zukunft unsrer Kirche liegt. Es handelt sich nicht um die Virtuosenpredigt. Es handelt sich um die ungeheure Gunst dieser Einrichtung, die es gestattet und fordert, daß allsonntäglich und öfter von tausend und abertausend Kanzeln zu Millionen von Menschen ein Wort religiösen Ernstes gesagt wird und zu Herzen geht. Man rede nicht von schlechtem Kirchenbesuch: noch gehen Massen zur Kirche. Man rede nicht von mangelnder Empfänglichkeit: Ungezählte kommen mit verlangen-

der Seele und sind dankbar, wenn sie Irgendetwas für sich mit hinwegnehmen. Viel stolzer sollte der Prediger sein, daß er predigen darf, viel bedachter darauf, daß er ordentlich predigt. Eine Wahrheit, die ihm wichtig ist, soll er sagen, eine Empfindung, von der er möchte, daß auch Andre sie hätten, soll er anzünden. Nichts weiter. Ohne Perikopenzwang und derlei künstliche Hindernisse, aus seinem persönlichen Zusammenhang mit der großen ganzen Kirche heraus.

Hier soll der Professor zugreifen, und der Kultusminister soll Niemanden berufen, der das nicht will. Man schlägt ihm vor, damit die Fakultäten „kirchlicher" werden, Männer aus dem Pfarramt hineinzuversetzen. Das wird selten gelingen. Die Theologie ist heute zu schwer, man muß einen extra großen Schulsack zum akademischen Lehramt mitbringen: hat man den nicht — und der Pfarrer wird selten in der Lage gewesen sein ihn sich anzuschaffen —, dann ist es eine qualvolle Sache um solches „Avancement." Nein, nicht wer predigen kann, soll Professor werden, sondern wer ein Professor sein kann, soll predigen.

Angenommen es würde von allen Seiten der gute Wille sich regen, so wird man auf Schwierigkeiten stoßen. Es wird an Kanzeln fehlen. Den Pfarrern in den Universitätsstädten, die auf ihre unverkürzte Zahl Predigten halten, muß man sagen, daß das ihrer Liebe zum Amt zwar Ehre macht; daß aber zum Gedeihen der Predigtgabe nach sich mehrenden Zeugnissen aufrichtiger Pfarrer gehört — nicht zu oft predigen: nun wohl, hier ist ein Weg, das zu ermöglichen, weshalb geht man ihn nicht willig zu gegenseitiger Erhebung und Erfrischung? Kommt es zu solcher Verständigung nicht, so nehme man die Aula. Das ist zwar keine „Kirche", aber es liegt ein Notstand vor. Und daß es angeht, sieht man z. B. in Kiel.

Die Wirkung einer solchen Praxis auf die Theologie Studierenden würde eine große sein. Aber wir denken dabei gar nicht nur an diese, sondern an die Gemeinde, die ein Recht darauf hat, daß Alles geschieht, was das Gefühl einer zwischen ihr und den Bildnern ihrer Pastoren vorhandenen Kluft unmöglich macht. R

Fünfundzwanzig Jahre Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein

3. Stürme

Aber schon waren Stürme in der Luft, die das junge Missionswerk in seinen Tiefen erschütterten. Spinner hatte das Missionsfeld in einem Augenblick verlassen, wo in ganz Japan die heftigste Reaktion gegen das Christentum einsetzte. Und nun schickte auch Schmiedel sich an, nach Ablauf seiner fünf Dienstjahre aus Japan heimzukehren. Der dritte Missionar, Munzinger aber, der mit großem Geschick und Eifer sich an die Erlernung der japanischen Sprache gemacht hatte, erkrankte. Er schrieb am 1. 12. 91: „Ich ertrage die Last, die auf mir ruht, nicht mehr lange. Entweder arbeite ich mich zu Tode, oder ich versäume meine Pflicht; eine andre Alternative gibt es nicht."

Zwar konnte man im achten Jahresbericht 1891/2 noch von einem Zuwachs der Gemeinde um 57 Seelen berichten, so daß die Hongo-Gemeinde 228 Seelen zählte, meist Studenten und junge Leute. Aber schon ein Jahr nachher muß man berichten, daß diese Gemeinde der Auflösung nahe sei. Zum Gottesdienst kommen nicht mehr als 15 bis 20 Besucher. Nichtchristen kommen fast gar nicht mehr. Die Gemeinden in Shiba und Howoden sind aufgegeben. Von Fujisawa heißt es: „Das Feld ist recht schwer." In Ushigome macht man „langsame Fortschritte."

Es ging nicht etwa nur in unsrer Mission so. Es war für alle anderen ebenso eine Zeit des Rückgangs und der Sichtung. Der Zudrang in den achtziger Jahren war zu groß gewesen. Bei Vielen war es nicht sowohl das religiöse Suchen, sondern das Verlangen nach abendländischer Kultur gewesen, was sie trieb. Jetzt folgte der Rückschlag. Religiöser Skeptizismus und Indifferentismus, die von jeher den gebildeten Schichten Japans eigen waren, schlossen mit dem neu erwachten Nationalismus einen engen Bund. „Japan für die Japaner!" wurde die Losung. Der frühere Lektor an der Berliner Universität, jetzige Professor in Tokyo Inouye Tetsujiro suchte in einem Buch „Konflikt zwischen Religion und Erziehung" den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Christentum und Japanertum darzulegen und erzählte seinen Landsleuten, daß auch für die wissenschaftlich gebildeten Europäer das Christentum ein überwundener Standpunkt sei. Es gab in der ersten Hälfte der neunziger Jahre Christengemeinden in Japan, die mehr als 50, ja selbst 75 Prozent ihrer Glieder durch Abfall verloren.

Ueberdies regten sich unter den japanischen Christen immer stärker diejenigen Bestrebungen, die ohne die fremden Missionare glaubten auskommen zu können. In der von den amerikanischen Kongregationalisten (American Board) ausgehenden Kumiai-Kirche erklärte man 1894, daß die fremden Missionare nur noch beratende Stimme haben sollten. Aehnlich, zum Teil noch radikaler ging man in der zweitbedeutendsten japanischen Kirchengemeinschaft, der von den Presbyterianern ausgehenden Itchi-Kiokwai vor. Wohin dies führen konnte, zeigte nach ein paar Jahren der berüchtigte Doshisha-Handel, in dem diese größte christliche Anstalt, der Stolz der japanischen Kumiai-Kirche, entgegen den stiftungsmäßig festgelegten Satzungen geradezu entchristlicht wurde.*)

In dieser für die gesamte japanische Mission so schweren Zeit mußte das junge Werk des Vereins nun auch noch einen Wechsel, ja sogar einen mehrfachen Wechsel in dem Personalbestande seiner Missionare durchmachen. Spinner kehrte 1891 zurück, Schmiedel 1892 ebenfalls. Zwar schickte man sofort zwei Missionare zum Ersatz hinaus, aber der eine mußte nach wenigen Monaten zurückgerufen werden. Es war nur gut, daß die ersten beiden Zöglinge der theologischen Schule, Minami und Maruyama, schon als selbständige Mitarbeiter eingestellt werden konnten. Sonst wäre für Munzinger und seinen neuen Kollegen Christlieb die ungeheure Arbeitslast noch unerträglicher gewesen, als sie so schon war. Sie mußten sich damit begnügen, das Bestehende möglichst zu erhalten und durch die wissenschaftliche Vertretung des Christentums in Literatur und theologischem Unterricht in der indirekten Mission Tüchtigeres zu leisten, als den meisten amerikanischen und englischen Missionaren möglich war. Munzinger erkrankte lebensgefährlich an Typhus. Wie Fräulein Diercks schon 1893, so kehrte er 1894 gesundheitshalber in die Heimat zurück.

Aber nicht genug, daß draußen so schwere Stürme über das Missionswerk dahingingen, auch in Deutschland hatte man sich heftiger Angriffe zu erwehren. 1895 erschien ein Buch des Konsistorialrats D. Dalton „Auf Missionspfaden in Japan." Dalton war im September 1893 einige Wochen in Tokyo gewesen und von den Missionaren Munzinger und Christlieb gastlich aufgenommen und beraten worden. Und was war der Dank dafür? Ein gehässiger Angriff, der den Missionsversuch des Vereins in Japan nicht nur für gescheitert erklärte, sondern seine Wirksamkeit auch als einen „Besorgnis einflößenden Hemmschuh in der Christianisierung des hochbegabten, für die Mission so hoffnungsvollen Volkes" bezeichnete. Die böse liberale Theologie, welche die deutschen Missionare (also Spinner und Schmiedel) nach Japan hinausgetragen hätten, sei hauptsächlich schuld an dem allgemeinen Rückschlag, den die Mission in Japan in diesen Jahren erleben müsse.

Und dabei hatte Spinner schon 1891, als Warneck in seiner Allgemeinen Missions-Zeitschrift eine ähnliche Behauptung verbreitete, geschrieben:

> Sonderbar, daß gerade ich für einen oberflächlichen Liberalismus in Japan verantwortlich gemacht werde, der ich von Haus aus eher konservativ gerichtet bin und der ich in Japan so oft engeren und weiteren Kreisen verkündigt, daß mir ein glaubensvoller orthodoxer Japaner hundertmal lieber ist als ein aufgeklärter Liberaler .... Keinen Feind haben wir, zumal unter der studierenden Jugend, mehr bekämpft als die Oberflächlichkeit, Kritik und Negation, die dem geschichtlich überlieferten Stoff nicht gerecht wird, den Gewissensdünkel an der Stelle der Glaubensdemut. Das allerdings konnten wir auf dem Boden des theologischen Unterrichts innerhalb einer von der geistigen Gesamtbewegung des Abendlandes lebendig berührten, reich

*) Vgl. Christliche Welt 1901 Nr. 38 und 1905 Nr. 47.

begabten und in die Tiefe strebenden Jugend und in der wissenschaftlichen Verhandlung mit Theologen nicht vermeiden, auf die Erörterung der Fragen, welche die gesamte wissenschaftliche Theologie bewegen, einzugehen. Aber unser erstes Streben dabei war immer, gegenüber diesen Interessen der forschenden Wissenschaft das Eine was not tut, in den Vordergrund zu stellen.

Längst vor Spinners Ankunft in Japan waren unitarische Schriften oberflächlichster Art und die Anschauungen eines Strauß, Renan u. A. dort verbreitet worden; in ihrem Geiste verlangte man religiöse Reform und Aufklärung. Dagegen hatten Spinner und Schmiedel in Flugschriften und in der Zeitschrift Shinri energisch Front gemacht. Und nun wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten einen glaubenzerstörenden Rationalismus in Japan eingeführt! Die Angriffe Daltons sind sofort zurückgewiesen worden. Aber wie viele der Leser jenes Buches wissen das? Sie werden leider noch oft wiederholt.

Im Jahre 1895 scheint eine kleine Wendung zum Besseren einzusetzen für die christliche Sache in Japan überhaupt und auch für unsern Verein. Der Krieg mit China brachte Japan einen glänzenden Erfolg und ließ sein Ansehen bei den Westmächten bedeutend steigen. Man hatte den Eindruck, als ob der Erfolg des Krieges der Mission direkt günstig sei. Denn die nationale Engherzigkeit, die in den letzten Jahren so unangenehm hervorgetreten war, ließ nach Aber von einem Zuwachs in der Seelenzahl war noch Jahre lang nichts zu merken. Sie ging 1895 und 1896 sogar im ganzen ein wenig zurück. Erst 1897 beginnt wieder ein langsames Steigen.

1895 sandte unser Verein Missionar Schiller nach Japan, der noch heute als unser dienstältester Missionar dort wirkt, ein Mann von großer religiöser Wärme und praktischem Geschick. Im Frühjahre 1897 folgte Missionar Wendt, so daß nun zusammen mit Christlieb drei Missionare draußen standen. Leider war Christlieb nicht zu bewegen, seinen nur auf sechs Jahre geschlossenen Kontrakt zu verlängern. Er war noch vor dem Inkrafttreten der neuen Dienstordnung angestellt, die Verpflichtung auf Lebenszeit verlangt Er wollte 1899 zurückkehren. Und so wurde denn zum Ersatz für ihn Pfarrer Haas 1897 gewählt und 1898 hinausgesandt. Gleichzeitig schickte man wieder eine Missionarin nach Tokyo.

Aber leider mußte unsere Mission in den nächsten Jahren, wo sie sich eben zu erholen begann, eine neue schwere Erschütterung in ihrem eignen Innern durchmachen. Die japanischen Gehilfen ließen sich gegen die Missionare verhetzen; von den drei kürzlich ordinierten Gehilfen Aoki, Komai, Hiroi trat der Letzte aus; auch Minami, der seit fast zehn Jahren die rechte Hand der Missionare gewesen war, bat um seine Entlassung. Damit verlor man den tüchtigen Redakteur der Zeitschrift Shinri; und da kein Ersatz für ihn gefunden werden konnte, so mußte diese Zeitschrift, die ein gut Teil von dem Rufe unserer Mission in Japan begründet hat, eingehen. Missionar Schiller siedelte über nach Kyoto, was übrigens schon länger geplant war, um dort eine neue Station ins Leben zu rufen. Es ist vor allem der treuen Arbeit von Haas zu verdanken, daß das Werk in Tokyo die schwere Krisis jener Jahre überstanden hat. —

Während über das japanische Arbeitsfeld diese schweren Stürme dahinbrausten, erlebte man in China ein ruhiges, reichgesegnetes Weiterarbeiten, neue hoffnungsvolle Ansätze, aber, als sollte man recht lernen, daß Gott nichts Großes ohne große Opfer gibt, auch einen tiefen Schmerz.

D. Faber vollendete einige seiner bedeutendsten Werke, darunter die Krone seiner Arbeiten, die sechsbändige (chinesisch geschriebene) Kritik der chinesischen Klassiker (1896—8), in der er sich bemüht, das gesamte Geistesleben der Chinesen mit christlichem Geiste zu durchdringen. 1892 erhielt er in Pfarrer Kranz einen Mitarbeiter, der mit großer Energie daran ging, das Chinesische zu lernen, um später sein Leben der literarischen Mission zu widmen, und der von seinem eigenen Vermögen große Summen daran wandte, Fabersche Schriften in China zu verbreiten. Nachdem schon Faber in Shanghai wiederholt deutsche Gottesdienste gehalten und die Sammlung einer deutschen evangelischen Gemeinde versucht hatte, organisierte Kranz in Gemeinschaft mit dem deutschen Generalkonsul Dr. Stübel bald nach seiner Ankunft dort eine deutsche Gemeinde. Um aber selbst ungeteilt dem Missionsberuf leben zu können, verzichtete er auf sein Gehalt und bat um Aussendung eines Pfarrers speziell für diese Gemeinde. Als solcher trat dann Lic. Hackmann 1894 dort ein und leitete die Gemeinde bis zur Einweihung der eigenen Kirche 1901.

Der chinesisch-japanische Krieg 1894/5, in dem das Riesenreich dem kleinen Japan völlig unterlag, war ein Signal für eine heraufkommende neue Zeit. Reformbewegungen griffen um sich. Aber der Fremdenhaß nahm auch zu. Wir entsinnen uns Alle der Ausbrüche dieses Hasses in dem Blutbade von Kutscheng oder in der Niedermetzelung deutscher katholischer Missionare in Shantung, die dann der Anlaß wurde zur Besetzung von Kiautschou durch die deutsche Regierung.

Dies Ereignis gab unserm Missionsverein eine bedeutungsvolle neue Wendung. Man hatte von Anfang an die Verpflichtung gefühlt, als vorwiegend deutscher Verein auch in einer deutschen Kolonie zu arbeiten. 1886 war man drauf und dran gewesen, eine Mission in Kaiser Wilhelms-Land in Neu-Guinea zu beginnen. Jetzt zauderte man keinen Augenblick. Am 4. 1. 98 war die Besitzergreifung von Kiautschou erfolgt, am 13. 1. 98 beschloß der Geschäftsausschuß die Begründung einer Station. Am 5. 4. 98 ging Faber als erster deutscher evangelischer Missionar in Kiautschou an Land. Außerordentliche Sammlungen für die neue Mission brachten bald 20000 Mark zusammen. Das Werk schien nach schweren Zeiten mit einem Male draußen und in der Heimat erfreulich zu wachsen. In dem württembergischen Theologen Wilhelm fand man einen hervorragend tüchtigen jungen Missionar für die neue Station in Tsingtau, der zugleich auch die Pastorierung der dortigen evangelischen Deutschen übernahm.

Da traf uns der unerwartete harte Schlag, daß Faber am 26. September 1899 in Tsingtau starb, ein Opfer der entsetzlich schlechten Wohnungsverhältnisse, die damals dort herrschten. Und hiermit nicht genug; bald brachen die bekannten Chinawirren aus, die uns allen noch in frischer Erinnerung sind. Mit diesen Wirren, die draußen viele Missionsunternehmungen an den Rand des Unterganges brachten, begann auch hier in der Heimat jene Preßhetze gegen die Missionare, die unserm Verein manche von den kaum gewonnenen Sympathien wieder raubte.

Dazu kam endlich eine schmerzliche Auseinandersetzung. Missionar Kranz machte eine dogmatische Verengung der Vereinsstatuten zur Bedingung seines weiteren Bleibens. Da der Zentralvorstand, wenn er nicht den Grundcharakter des Vereins aufgeben wollte, in dieser Sache unmöglich nachgeben konnte, so erklärte der durch seine aufopferungsvolle Arbeit sehr verdiente Mann leider 1902 seine Austritt. (Er hat sich übrigens ein paar Jahre später den Baptisten angeschlossen und in Steglitz taufen lassen).

Um das Maß der Erschütterungen voll zu machen, verlor der Verein in denselben Monaten, wo die Verhandlungen mit Kranz spielten, auch noch seinen bewährten Präsidenten Prediger D. Arndt durch den Tod (1901), der seit Buß' schwerer Erkrankung (1892/3) den Vorsitz mit großer Hingebung und Sicherheit geführt hatte. Es war eine sehr ernste Zeit.

4. Lichtblicke und Hoffnungen

Sah es am Schluß des alten Jahrhunderts für den Missionsverein sehr trübe aus, so hat es ihm in dem neu begonnenen (unter dem jetzigen, dritten Präsidenten Prediger D. Kind) nicht an ermutigenden Lichtblicken gefehlt, und zwar in Japan sowohl wie in China.

Es war ein schmerzlicher Entschluß gewesen, als man die Zeitschrift Shinri eingehen lassen mußte. Auf literarische Mission aber verzichtete man darum nicht; und man durfte auch Erfolge sehen. Ein kleiner Ersatz war eine deutsche Monatsschrift „Die Wahrheit“, die von 1901 an einige Jahre lang erschien und von manchen Japanern um der deutschen Sprache willen gern gelesen wurde. Wichtiger waren die Veröffentlichungen in japanischer Sprache. Haas schrieb z. B. ein japanisches Büchlein „Willst du nicht Christ werden?“ Nach einiger Zeit erhielt er

aus einer entfernteren Gegend die Nachricht, daß es dort zwanzig Personen zu Christen gewonnen hatte. Der japanische Pastor, der sie taufte, bedankte sich ausdrücklich bei ihm. Es war eine methodistische Gemeinde, der sie als der nächstliegenden sich angeschlossen hatten. So geht es bei derartiger literarischer Mission einer kleinen Gesellschaft, die selbst nur ganz wenig Gemeinden hat, natürlich oft. „Der Eine säet, der Andre schneidet.“ Aber wenn nur überhaupt Frucht erwächst! Es kann doch nicht das Ziel sein, eine kleine Sonderkirche zu schaffen, sondern womöglich Eine japanische Volkskirche vorbereiten zu helfen.

An die Stelle der regelmäßig erscheinenden Zeitschrift Shinri ließ Haas eine „Shinri-Bibliothek“ treten. Denn während die japanischen Theologen selber an religiöser Journalistik nicht Unbedeutendes leisten, so ist doch an japanischen Büchern zur Vertiefung und zur Ausbildung der eingebornen Prediger großer Mangel. Diesem Bedürfnis soll jene Shinri-Bibliothek abhelfen, indem sie passende Werke deutscher Theologen, zum Teil auch solche, die eigens für diesen Zweck geschrieben sind, in japanischer Uebersetzung oder Umarbeitung bringt. Neun Bände sind bis jetzt erschienen, einzelne werden sehr viel gekauft (z. B. Ritter, Ob Gott ist; Christlieb, Vorträge über das Christentum; Hering, Zeugnisse großer Männer für Religion und Christentum; Harnack, Wesen des Christentums; Grimm, Ethik Jesu). Drei weitere Werke sind in Vorbereitung (Bousset, Wesen der Religion; Ehlers, Konfirmandenunterricht für Konfirmierte; ein Matthäus-Kommentar von Schiller). Gegner in der Heimat haben sich bitter beklagt, daß Bücher wie die von Harnack und Grimm den Japanern zugänglich gemacht würden. Aber gerade von diesen Werken ist bekannt geworden, daß sie gebildete Japaner, buddhistische Priester, Juristen, Offiziere, für das Christentum gewonnen haben. In einem Lande, wo Haeckels „Welträtsel“ an der Universität als philosophisches Lehrbuch gebraucht werden und die radikalste Kritik längst an der Tagesordnung ist, da ist mit orthodoxer Apologetik nicht viel zu erreichen. Hier hat wie bei uns in Deutschland ein frommes und freies Christentum eine große Mission.

Den Erfolg haben unsre Missionare durch jene Veröffentlichungen und durch den Unterricht an der theologischen Schule jedenfalls gewonnen, daß sie für weite Kreise der japanischen Christenheit als die bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter des Christentums in Japan gelten. Führende Männer der größten japanischen Kirchengemeinschaft, der von den amerikanischen Kongregationalisten ausgegangenen selbständigen Kumiai-Kirchen (etwa 17 000 Kirchenglieder), haben eine Annäherung gesucht, um einen Teil ihrer Theologen in unserer theologischen Schule in Tokyo ausbilden zu lassen. Was diese neu abgeschlossene Verbindung praktisch zu bedeuten haben wird, läßt sich jetzt noch nicht klar übersehen. Zum mindesten ist sie ein Beweis dafür, daß unsre Mission mit ihren leider so sehr beschränkten Mitteln weit über ihre engen Grenzen hinaus gewirkt hat.

Die Kräfte waren auch in diesen Jahren noch immer sehr gering. Hat es doch wiederholt Zeiten gegeben, wo nur ein einziger deutscher Missionar in Tokyo auf dem Posten stand. Missionar Wendt mußte wegen schwerer Krankheit seiner Frau heimkehren. Statt seiner trat 1903 Missionar Ostwald und 1906 für kurze Zeit zur Aushilfe Vikar Würfel ein. Beiden, die vornehmlich an der Theologischen Schule arbeiteten, hat der Zentralvorstand kürzlich gekündigt. D. Haas hatte neben der Missionstätigkeit auch noch die Verwaltung des doppelten Pfarramtes der deutschen Gemeinden in Tokyo und Yokohama, war zwischendurch auch ein Jahr auf Urlaub in Deutschland. So konnte schon aus Mangel an Arbeitskräften aus direkter praktischer Missionsarbeit in Tokyo nicht sehr viel werden.

Und doch will der Missionsverein ausgesprochenermaßen sich nicht allein auf die indirekte, mehr theoretische Beeinflussung des japanischen Volksgeistes beschränken. Besonders Missionar Schiller hat immer wieder betont, wie wichtig und trotz aller Schwierigkeiten aussichtsreich die unmittelbare praktische Propaganda der ausländischen Missionare in Japan sei. Er ist selber hierin tatkräftig vorangegangen; und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Er hat in den paar Jahren mit den ihm zur Seite stehenden japanischen Evangelisten eine lebenskräftige kleine Gemeinde von etwa 50 Gliedern in Kyoto gesammelt, eine andre in der kleineren Stadt Otsu und endlich vor zwei Jahren eine neue Station in der Millionenstadt Osaka gegründet. Die Zeit des allgemeinen Rückganges scheint glücklich überwunden zu sein. Seit 1900 ist im Zusammenhang mit einer damals einsetzenden Evangelisationsbewegung (Taikyodendo) durchweg eine stärkere Zunahme der Christen festzustellen. Die Erschütterungen des russisch-japanischen Krieges haben sich der Mission eher günstig als nachteilig erwiesen. Freilich der größte Teil der unmittelbaren, werbenden Missionsarbeit von Person zu Person wird bei der großen nationalen Empfindlichkeit doch wohl in den Händen der eingebornen Prediger und Evangelisten liegen. Der Verein hatte die Freude, die Arbeit eines seiner japanischen Pastoren von ganz besonderem Segen begleitet zu sehen. Aoki gelang es, auf dem zuerst ganz aussichtslos scheinenden Boden der Stadt Chiba, ein paar Stunden von Tokyo entfernt, Beziehungen anzuknüpfen mit den Schülern einer ärztlichen Hochschule, eines Lehrerseminars und einer Mittelschule. Er hat in den letzten Jahren fast hundert dieser jungen Leute getauft, die jetzt als Aerzte, Volksschullehrer oder auch in anderen Stellungen über den ganzen Bezirk zerstreut sind. Durch ein monatlich erscheinendes Gemeindeblatt und durch häufige Besuchsreisen hält Aoki diese eigenartige „Gemeinde“ zusammen. Seine Besuche aber führen mit Hilfe der Lehrer in der Regel zu eindrucksvollen Evangelisationsversammlungen. Wie viel es für die christliche Durchdringung des Volksgeistes wert ist, einen solchen Stab von eifrigen Mitarbeitern über eine Provinz verteilt zu haben, das leuchtet unmittelbar ein.

Lag schon hier in Japan das Schwergewicht der Missionstätigkeit nicht in der Bildung eigener eng begrenzter Gemeinden, so gilt das in noch höherem Maße von der Arbeit in China.

Das Vorbild des großen Faber wies auf die literarische Mission. Für die Verbreitung Faberscher Schriften zu sorgen, hat der Verein stets als eine Ehrenpflicht angesehen. Und soweit sie es konnten, haben die neuen Missionare auch selber begonnen, in Fabers Fußstapfen zu treten.

In seinem Testamente hatte Faber den Missionsverein zu seinem Universalerben eingesetzt. Das reichlich 43 000 Mark betragende Vermögen wurde verwandt, um in Tsingtau ein Krankenhaus zu bauen, das ihm zu Ehren den Namen „Faberhospital“ erhielt. Seitdem bildet die ärztliche Mission, durch einen deutschen Missionsarzt (Dr. Dipper, zu dem zeitweise ein zweiter, Dr. Wick, kam) und durch mehrere chinesische Gehilfen betrieben, einen wichtigen Zweig unsrer dortigen Missionstätigkeit. Eine glückliche Augenoperation, welche der darin sehr geschickte chinesische Arzt Li an einer reichen Dame in Kaumi vollzog, hatte zur Folge, daß diese ein Grundstück und Gebäude zur Einrichtung eines Hospitals schenkte. In Verbindung mit diesem ist jetzt von der chinesischen Regierung eine Medizinschule eingerichtet, an der vor allem jener Arzt Li beteiligt ist. So wird die ärztliche Mission unsres Vereins, nachdem in Tsingtau auch von andern Seiten für die kranken Chinesen gut gesorgt ist, mit der Zeit mehr und mehr in Kaumi ihren Mittelpunkt erhalten.

Die Hauptarbeit unsrer Missionare in China aber liegt auf dem Gebiete des Schulwesens. Hier hat Missionar Wilhelm eine ganz besonders glückliche Hand bewiesen. Ein jetzt siebenklassiges Seminar hat einen raschen Aufschwung genommen. Die Reformbewegung in China, vor allem die Neuregelung des chinesischen Prüfungswesens (1904) kam ihm entgegen. Der Zudrang ist groß. Alle Plätze (etwa 120) sind besetzt; und man kann die besten unter den sich Anmeldenden auswählen. Eine Reihe von Schülern hat auf der Landesuniversität in Tsinanfu die Prüfungen glänzend bestanden. Mehrere sind schon als Hilfslehrer am Seminar tätig. Auch eine Mädchenschule ist in Tsingtau eingerichtet. Die chinesische Regierung steht diesem Schulwesen sehr günstig gegenüber. Missionar Wilhelm ist mit hohen Ehren ausgezeichnet worden. Man hat seine Arbeit auch von chinesischer Seite mit Geldmitteln tatkräftig unterstützt.

Eine Friedensvermittlung, durch die Wilhelm während der Boxerunruhen im November 1900 einen größeren aufständischen

Bezirk vor der drohenden Exekution durch deutsche Truppen bewahrte, knüpfte ein Band des Vertrauens mit der Bevölkerung in Kaumi. Und so wurde hier die zweite Hauptstation gegründet, an der außer dem genannten Hospital eine Kreisschule und ein paar Landschulen unterhalten werden. Seit September 1905 versieht Lic. Schüler, der früher ein paar Jahre lang deutscher Gouvernementspfarrer in Tsingtau war, diesen Posten.

Eigentümlich und für Fernerstehende zuerst etwas befremdlich ist die Tatsache, daß unsre Missionare in China vorläufig auf Gemeindegründung ganz verzichtet haben. Sie tun das mit gutem Bedacht und können sich darauf berufen, daß Faber auf Grund seiner mehr als vierzigjährigen Erfahrung ebenso urteilte. Sie halten es für richtiger und aussichtsreicher, zunächst nur vorbereitend zu wirken. Durch Gemeindebildung würden sie sich isolieren und mit der kleinen Schar ihrer Anhänger als ein Fremdkörper in dem Volksganzen empfunden werden, der entweder wirkungslos ist oder zur Feindschaft reizt. Zudem wäre erfahrungsgemäß ein großer Prozentsatz unlauterer Elemente gar nicht fern zu halten. Durch die jetzige Arbeitsweise gewinnen sie größeres Vertrauen. Die Beeinflussung mit christlichem Geiste aber geht ebenso tief und ergreift viel weitere Kreise. Jeder Schultag wird mit einer Morgenandacht begonnen. In regelmäßigen Abendbibelstunden, deren Besuch aber durchaus freiwillig ist, führen chinesische Lehrer die Schüler in die Bibel ein. An jedem Sonntag findet ein Gottesdienst statt. Und da die Schüler bei dem in China heiligen Pietätsverhältnis auch über die Schulzeit hinaus mit ihren Lehrern eng verbunden bleiben, so entsteht von selbst eine innere Gemeinschaft, die der Anfang einer Organisation ist. Selbstverständlich müssen mit der Zeit feste äußere Formen gefunden werden. Aber — das ist der schon von Faber vertretene und von den jetzigen Missionaren und ebenso von der Vereinsleitung entschieden festgehaltene Grundsatz — die chinesische Kirche der Zukunft muß von Chinesen gemacht werden. Wir wollen ihnen die Formen unseres abendländischen Kirchenwesens nicht aufdrängen. Und wenn auch die heimische Missionsgemeinde gern von großen Zahlen von Getauften hören würde, so dürfen wir doch nie vergessen, daß wirklicher Missionserfolg und Taufstatistik zwei grundverschiedene Dinge sind. Die Völker müssen getauft werden mit dem Geiste Jesu. Wir haben das freudige Zutrauen, daß unsre Mission in China mit ihrer gesunden und soliden Arbeit auf dem richtigen Wege ist.

Das aber macht uns die fünfundzwanzigjährige Geschichte, die wir an unserm Auge haben vorüberziehen lassen, klar: wir können das Reich Gottes nicht im Sturm herbeizwingen. Der Geist weht, wo er will. In unsrer jetzigen Zeit scheint er stärker zu wehen als in früheren Jahren. Das soll uns ein Ansporn sein, nun treu das Unsre zu tun, treuer als bisher. Der Missionsverein braucht viele treue Freunde.

Wilhelm Lueken

Thesen über christliche Sittlichkeit und allgemeines Wahlrecht

1. Das Wahlrecht ist der Anteil des Einzelnen an der Regelung der allgemeinen Angelegenheiten, der ihm als Glied dieser Gemeinschaft zukommt.

2. Eine Beschränkung oder verschiedene Verteilung des Wahlrechtes kann man rechtfertigen durch den Glauben, kraft göttlicher Fügung seien einzelne Menschen oder Stände Vorgesetzte oder Vormünder der andern. Man setzt sich damit aber in unlösbaren Widerspruch zu den Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung (in Deutschland: 1648. 1866) und zu der Grundlage christlicher Sittlichkeit.

Diese Erkenntnis schließt jedoch nicht aus, daß wir die notwendige geschichtliche Entwicklung als Gottes Fügung hinnehmen und nicht gewaltsam, sondern auf dem Wege sittlicher Arbeit eine Weiterentwicklung zu Zuständen herbeiführen, die uns die rechten dünken.

3. Man kann auch eine verschiedene Verteilung dieses Rechtes wünschen nach dem Besitz. Dies setzt voraus, daß man den Besitz und seine Interessen für so wichtig hält, daß für ihn vor allem der Staat eintritt. Darin liegt eine Wahrheit. Der Besitz und das Erwerben von Besitz ist ein wichtiges Stück des Volkslebens und die Voraussetzung des geistigen Lebens. Aber mehr gilt das für das Erwerben von Besitz als für den Besitz. Wer die Besitzenden bevorrechtigt, zerstört leicht das Erwerben. Außerdem gibt es für christliche Sittlichkeit Güter des Volkslebens, die wichtiger sind als Besitz: Rechtlichkeit, Sittlichkeit, Bildung, Fleiß im Gegensatz zum Genußleben. Wir müssen wünschen, daß sie mehr an der Regierung beteiligt sind als der Besitz.

4. Wer deshalb eine Verteilung der Rechte nach sittlichen Qualitäten wünscht, kommt sicher den Anforderungen christlicher Sittlichkeit am nächsten. Ein Mittel, diese festzustellen, gibt es jedoch nicht.

5. Der Vorschlag, die intellektuellen Fähigkeiten als Maßstab der Verteilung zu nehmen, entspringt nur aus dem herkömmlichen Hochmut der sogenannten „Gebildeten", die sich durchweg für viel besser und befähigter halten als „das Volk". Aus diesen Urteilen spricht eine absolute Unkenntnis des Volkslebens und des Volkes und eine Verwechslung der formalen Gewandtheit und Schulung des Intellekts mit wahrhaft gründlichem Erfassen der Dinge. Erstere gibt die Schulung dem sogenannten Gebildeten, letztere ist im Volke oft um so stärker ausgebildet, als ihm die Zerstreuung des oberflächlichen Vielwissens fehlt. Wer diese in dieser Forderung bewiesene Unkenntnis besitzt und eine solche Verwechslung begehen kann, stellt den geistigen Fähigkeiten, auf Grund deren er sich bevorrechtet wünscht, kein genügendes Zeugnis aus.

Es würden also durch eine Bevorrechtung der Gebildeten alle die Menschen der unteren Stände von der Beteiligung an der Regierung ausgeschlossen, die durch die Kraft ihres gesunden Blickes wertvoller wären als mancher Professor. Will man jedoch nach intellektuellen Fähigkeiten, nicht nach der anerzogenen Schulung urteilen, dann muß man warten, bis Haeckel im Stande ist durch Kopfmessungen den Intellekt jedes Menschen wissenschaftlich sicher festzustellen, oder bis Gott jeden Menschen mit einer Note für seinen Intellekt auf dem Kopfe geboren werden läßt. Eine andere gerechte Feststellung ist undenkbar (— falls man nicht an das Volksurteil glaubt).

6. Die geistigen Qualitäten brauchen keine Bevorrechtung, denn sie sind eine Bevorrechtung und eine Macht in sich selbst. Eine Macht ist der Intellekt, der die Verhältnisse durchschaut, denn er ist im Stande die Andern zu zwingen. Ebenso ist die intellektuelle Schulung eine Macht. Ihr ist die Möglichkeit gegeben weitere Gebiete zu überschauen, zur Darstellung zu bringen, zu imponieren. Statt sie noch zu bevorrechten, muß man bedauern, daß sie so oft denen zur Verfügung steht, die die Kraft wahrhaften Durchdringens der Verhältnisse nicht haben und nun doch mehr Verständnis vorglänzen können als Andere.

Die Vertreter des Intellektes haben nur deshalb oft wenig Einfluß, weil sich mit der allzugroßen Einsicht oft auch allzugroße Vorsicht verbindet. Diese Ohnmacht kann aber durch keine Wahlberechtigungen gut gemacht werden.

7. Ebenso ist Jeder eine Macht, der mit starkem, sittlichen Urteil seinen Weg geht. Zwingt der Intellekt das Urteil, so zwingt er den Willen und das Gerechtigkeitsempfinden.

8. Gerade unser Volk hat für diese beiden Mächte einen sehr empfänglichen Sinn. Im Dorfleben kann man sehr deutlich den stillen Einfluß derer, die Intellekt und sittliche Kraft haben, gegenüber dem lauten der Männer des Scheines beobachten. Wer will, daß sich dieses Feingefühl des Volkes für die große Politik äußern soll, der muß ihm die Möglichkeit geben, es an den Tatsachen zu schulen. Diese liegt aber nur im allgemeinen Wahlrecht.

9. Um des ganzen Volkes willen braucht der das Wahlrecht am notwendigsten, dem Schulung des Intellektes, die Macht des Besitzes und die Gewalt der Sprache am wenigsten zu Gebote stehen. Es mag dann manchmal sein Bedürfnis in der Gestalt eines wilden, unartikulierten Schreies in die Re-

gierung des Staates hineintönen. Wenn die Regierenden Ohren haben zu hören, wird es ihnen Weisungen für die Regierung und das Wohl des Volkes geben, die ihnen kein Mann des Besitzes und kein Mann des Intellektes geben könnte.

Haben sie diese Ohren nicht, dann liegt sicher kein Grund vor, ihnen um ihres großen Intellektes willen Vorzüge zu sichern.

Ungeheuer ist der Einfluß der Gebildeten auf Beamtentum und Staatslenkung. Ungeheuer ist der Einfluß des Besitzes durch seine bloße Existenz. Zum Wohl des Volkes muß ihnen gerade der Einfluß derer zur Seite treten, die nicht über solche Macht verfügen.

10. Eine Gewissenlosigkeit ist es, das allgemeine Wahlrecht kommen zu sehen — und es kommt, wenn nicht heute, so in 10 oder 20 Jahren, wer zweifelt daran? — und zu gleicher Zeit dem Volke die Möglichkeit zu nehmen, sich in den kleinern, ihm übersichtlichern Verhältnissen der kommunalen Verwaltung und auf andern Gebieten für seine großen Aufgaben den Blick zu schärfen. Diese Gewissenlosigkeit wird aber von den Beamten des Staats weithin geübt, die aus bequemer Bureaukratie sich bestreben alle Selbstverwaltung lahm zu legen.

11. Wer aber an den Einfluß des Intellektes und des sittlichen Willens nicht glaubt, sondern meint, er müsse ihm durch Bevorrechtungen nachhelfen, der legt besser überhaupt die Hände in den Schoß und hofft, daß das Ende aller Dinge recht nahe sei; denn wenn der Intellekt nicht mehr das Urteil und sittlicher Ernst nicht mehr die Gewissen zwingt, dann helfen alle Wahlrechte nichts mehr.

12. Alle Angst vor dem allgemeinen Wahlrecht ruht aber letztlich auf dem Unglauben, der an die zwingende Kraft klarer Erkenntnis und sittlichen Ernstes nicht glaubt, der deshalb kein Mittel sieht die Massen zu zwingen als die Gewalt. Ich verstehe nicht, wie Menschen Christen sein und so ungläubig sein können.

Emil Fuchs

Amulette von Evangelischen

Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde

Amulette hält man mit Recht für etwas Heidnisches. Amulettartiges findet sich mannigfach in der katholischen Kirche. Doch bei uns?

Gedanken und Ideen setzen sich langsam durch. Was sind Jahrzehnte, wenn es sich um die Durchdringung der Volksmassen mit christlich-evangelischem Geist, mit dem Geist der Wahrheit und der Freiheit handelt! Wenn es erst etwa ein Jahrtausend her ist, daß wir hier Christen, erst drei bis vier Jahrhunderte her, daß wir Evangelische sind, so kann es uns nicht mehr so sehr wundernehmen, daß noch manch heidnischer, manch katholischer Sauerteig unter uns zu finden ist. Die Seele soll nach jenem alten Ausspruch von Natur eine Christin sein. Mag sein. Dann aber sicher nicht eine protestantische, sondern eine katholische Christin.

Als Obmann der „Thüringer Vereinigung für Heimatpflege" (Vorsitzender Pastor Otto Franke, Vogelsberg bei Weimar) und gelegentlicher Mitarbeiter des Thüringer Dorfboten, dessen Herausgeber der bekannte Landfreund Heinrich Sohnrey ist, suche und sammle ich gelegentlich und ausdrücklich in meinen Gemeinden und in der Umgegend allerhand Altes und Neues für ein in der Bildung begriffenes Ortsmuseum. Da kann man interessante und tiefe Einblicke in die Eigenarten der Menschen und der Haushaltungen tun, tiefere als dem Seelsorger sonst oft möglich ist. Bei solchen und anderen Gelegenheiten habe ich außer dem Nächsten, das ich suchte, manches andere Beherzigenswerte bemerkt.

Aus der Zeit des Todes ihrer Mutter wußte ich, daß die auch längst verwitwete Tochter ein sehr altes Gesangbuch der Ephoralhauptstadt der Gegend besaß. Ich bat sie darum für meinen Zweck. Im Unterschied von Manchen, die sehr willig und freigebig sind, war sie zögernd. Sie suchte draußen, ohne Etwas hereinzubringen. Endlich faßte sie in die eine Ecke der Wiege ihres Enkelkindes, da kam ein frommes Buch heraus. Das war es nicht. Sie faßte in eine andere, entgegengesetzte Ecke der Wiege, sieh da kams zum Vorschein. Ich hatte, was ich wollte, und hatte es doch noch nicht. Ich sagte ihr, wenn sies nicht gerne gäbe, wollte ichs lieber nicht haben, aber auch, daß mir sonst vielfach gern gegeben würde, da machte sie sich davon los. Als ich dann doch nicht umhin konnte, ein Wörtlein vom Aberglauben einfließen zu lassen, sagte sie zu ihrer Rechtfertigung, daß nun doch schon ein Kind gestorben sei, und daß man einen neuen Todesfall durch solche frommen Bücher verhüten wolle. Fromme Bücher sind dabei wie ein Zaubermittel angesehen, das vor dem Sterben bewahren soll. Ich halte es für sehr wohl möglich, daß sie erst nur des Scheines wegen hinausgegangen ist. Woran das Herz hängt, das weiß man, darnach braucht man nicht erst zu suchen. Bei unsrem recht guten persönlichen Verhältnisse glaubte sie sich schließlich aber doch meiner Bitte nicht entziehen zu können. Ich halte es für sehr wohl möglich, daß nicht Geiz und Pietät (die Mutter hatte gern darin gelesen) sie erst zurückhaltend sein ließen, sondern der Aberglaube, ein wirksames Heilmittel aus dem Hause zu geben. Sollte „Etwas passieren" (Euphemismus für den Tod), so werde ich als Räuber schuldig gesprochen. Dieser Fall ist mir noch deshalb besonders interessant, weil mir die Frau lieb und wert ist, weil sie sich treu zu Kirche und Missionsverein hält.

Ebenso charakteristisch für die krasseste Auffassung unserer christlichen Religion als einer Buchreligion ist folgendes Beispiel. Eine gutmütige Frau aus der Gemeinde hatte mir eine sehr alte Bibel für unser geplantes Museum versprochen. Schon mehrere Abende, gedeckt von der Dunkelheit „der Leute wegen", wollte sie das Kleinod bringen. Doch es kam nicht. Als ich selbst ins Haus gehe, läßt bereits die verheiratete, im selben Hause wohnende Schwester eine von mir noch nicht tragisch genommene Bemerkung einfließen: Eine Bibel gibt man nicht gern aus dem Hause. Dabei las Niemand in dieser Bibel; man wußte nicht einmal recht, wo sie lag. Bei einer anderen Gelegenheit betrete ich dasselbe Haus. Die Mutter beider Schwestern ist da. Sie war die eigentliche Bibeleigentümerin. Die erste Tochter hatte die Rechnung ohne die Wirtin gemacht, wenn sie mir die Bibel fest versprochen hatte. Die sonst so wohlgesinnte alte Frau erklärte mit einer von religiöser Energie getragenen Bestimmtheit, die Bibel käme nicht aus dem Hause, „Gottes Wort" dürfe man nicht herausgeben. Die Wunderlichkeit ihrer Einwendung suchte ich ihr möglichst rationell beizubringen. Sie hätte doch sonst noch Bibeln und Neue Testamente im Hause. Es half nichts. Das Vorurteil steckte tief in ihr. Sie ist Handelsfrau, eine der kirchlichsten Gemeindeglieder in einer der Kirche entwöhnten Industriegemeinde, hält sich jedes Jahr einen christlichen Abreißkalender, liest ihn wohl auch, nimmt aber vor allem die einzelnen Tagesblätter in der Tasche mit auf ihre weiten Handelswege. Das darauf stehende „Gotteswort" ist das Bollwerk, das sie gegen alle Gefahren der weiten Wanderung feit. In ihrem Alter habe sie solchen Schutz besonders nötig. Außerdem macht sie den Leuten, bei denen sie im fremden Orte am meisten ein- und ausgeht, mit den Abreißblättchen eine besondere Freude. Dies füge ich ein, weil es derselben Gesinnung der Witwe entspringt, und — weil ich ihr an diesem Exempel klar zu machen suchte, daß sie auf diese Weise ja beständig Gottes Wort aus dem Hause gebe, wovon sie sich sogar einen besonderen Segen verspreche. Doch Erklärungen, die ihren Widerspruch mit ihr selbst nachwiesen, prallten ebenso fruchtlos an ihr ab. Es ist eine Maxime, an der nichts zu ändern ist: Gottes Wort gibt man nicht aus dem Hause. Pietät spielte hier keine, Geiz vielleicht eine Nebenrolle.

Auf das zweite Doppelbeispiel führt uns der erste Bericht. Unweit jener Großmutter, die durch Wiegenbücher das teure Leben ihres dritten Enkelchens erhalten wollte, wohnt eine junge Kaufmannsfrau, die eine schwere erste Niederkunft hatte. Jetzt nach mehreren Jahren sieht sie einem neuen Kinde entgegen. So wie damals darfs nicht wieder werden! Was tun? O, es gibt ja einen Himmelsbrief, Gredoria genannt, über den es sich übrigens verlohnt einmal eigens zu referieren. Eine

alte Frau hat ihn! Sie soll ihn abschreiben! Noch besser: ich schreibe ihn selbst ab! Dann wird er für den letzten Monat vor der erwarteten Geburt mit ins Bett genommen, auch bei Tag im Kleide getragen. So kann man einer glücklichen Stunde getrost entgegengehen. Eine Bedingung ist freilich unvermeidlich: man muß daran glauben! Das ist zum Glück eine gute Schranke für allzu weite Verbreitung solches Aberglaubens. Immerhin ist die Zahl der — Gläubigen, in diesem Fall also der Abergläubischen nicht gering. Trotz des Abstrusen und Absurden, das den Himmelsbrief umgibt und durchzieht, ist er weit verbreitet. In verschiedenen Gemeinden verschiedenster Gegenden bin ich auf ihn gestoßen. Auf Jahrmärkten wird er für zehn Pfennig feilgeboten, in einem städtischen Bäckerladen wurde er auch verkauft, auf dem Flure eines sechzig Arbeiter beschäftigenden Fabrikanten prangt er mit seiner bekannten Engelsgestalt. Er kommt gedruckt vor, er kommt geschrieben vor. Er weist viele Varianten auf, aber immer gilt er als wirkungskräftig. Hat man ihn bei sich, so trifft die Trägerin kein Unglück; „da hat mich kein Jäger erwischt!“ — Also gar dem Unrecht und Diebstahl leistet dieser Wunderbrief Vorschub! Unrecht kann man tun: wenn man nur ein Mittel hat, sich nicht fassen zu lassen! Kurz — er ist ein Amulett! Fast ein Fetisch!

Ein Unterschied zwischen solchem Brief und Gotteswort wird nicht gemacht. Müßte unterschieden werden, würde der Himmelsbrief vor der Bibel, was Wirkungsfähigkeit anbelangt, womöglich noch den Vorzug haben. Aber kanonisch und außerkanonisch läuft hier ebenso in einander über, wie etwa die Katholiken nicht zwischen heiliger Schrift und Tradition in Fragen der Gültigkeit unterscheiden. Der Vergleich trifft auch in diesem Nebenpunkte zu, daß, wie dort der Himmelsbrief die Bibel überragt, so hier die Tradition mehr gilt als die heilige Schrift.

Bestimmte Teile der Bibel stehen allerdings wie Gredoria gleichfalls besonders hoch im Werte. Allgemeiner bekannt dürfte dies von Psalm 91 sein. Ihn muß man immer wieder lesen und bei sich tragen; zumal im Kriege tut er gute Dienste. Er macht kugelsicher.*) Was muß sich dieser köstliche Psalm gefallen lassen von denen, die ihn nicht verstehen! Wie er aber zu dieser Bedeutung gelangt ist, erhellt z. B. aus V. 7: Ob Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen, V. 10—13. Was der Psalm von Gott selbst sagt (V. 1. 2), das wird recht grobsinnlich auf das äußere Lesen, Lernen und Tragen des Psalms bezogen (V. 2—6).

Unsre neue Hebeamme erzählte mir von ihrer — trefflichen — Vorgängerin, der alten treuen Dörth, die im Laufe von fast drei Jahrzehnten so viele Kinder gebracht, als unser Marktflecken Seelen zählte, daß sie den Aberglauben der Mütter — also auch hier sind es wie meist die Frauen — stark unterstützt habe. Wenn die Kinder zur Taufe gebracht wurden, hätte sie ihnen ins Steckkissen in Papier oder Tütchen gewickelt etwas Brot, Salz und Kümmel mitgegeben. Als ich mich erkundigte, welchen Zweck diese Vorkehr habe, erhielt ich die Antwort: „Die Kinder werden dann nicht beschreit (angeschrieen, behext usw.); sie ruhen besser, wenn sie über die Straßen getragen werden.“ Die Mitgabe des Kümmels mag sich aus seiner Kraft, aus seinem starken Geruch erklären; Salz und Brot als primäre Lebensmittel sind auch sonst vom Volk zusammengestellt und biblisch geadelt. „Habt alle Zeit Salz bei euch“, ist vielleicht bewußt buchstäblich befolgt. Und unser täglich Brot muß uns Gott immer geben, uns und den Kindern. Uebrigens avanciert das Brot auch sonst zu magischer Bedeutung. Außer den Beispielen, die ich seiner Zeit in der Zeitschrift für Religionsunterricht**) angegeben habe, erwähne ich hier nur die sprüchwörtliche Rede: Mit einem Stück Brot ists gut wandern. In der Tat wird diese Regel von denen, die über Feld gehen, oft befolgt und, wie mir in diesem Zusammenhange klar wird, durchaus nicht nur von den im Grunde doch seltenen Menschen, die plötzlich vom Heißhunger befallen werden könnten, sondern auch von anderen Sterblichen, die lange zu hungern vermögen. Dies sind hier die Amulette: Brot, Salz, Kümmel!

Am Anfang meiner hiesigen Tätigkeit war ich bei der in der ersten Schulklasse damals stattfindenden Impfung der kleinen Kinder zugegen. Ein Kind mußte von der Impfung zurückgestellt werden, weil der impfende Arzt feststellte, daß es krank sei. Bei der kurzen Untersuchung entdeckte er auch — ein Amulett, irgend ein Anhängsel, das offenbar dem Kinde die fehlende Gesundheit bringen sollte. Gleich uns dabei stehenden Erziehern war er über diesen Unfug sittlich entrüstet. Versehe ich mich nicht, war dem Kinde, auf dessen Dekolettierung die Mutter sicher nicht gefaßt gewesen war, ein Beutelchen, in der Art der Geldbeutel umgehängt, in denen die Soldaten ihr Zehnpfennigstück als Minimum auf der Brust selber zu tragen pflegen.*)

Endlich! Jüngst kam ich zu einer schwerkranken Witwe, die zwischen zwei eng zusammenstehenden Betten hingefallen war und nun dort etwa zwei Stunden lang auf der Stubenbrücke (Diele) hilflos lag, bis ich ihr Hilfe verschaffen konnte. Nachher äußerte sie, sie hätte in dieser Zeit so wie so schon einmal zu mir herauf in die Pfarre schicken wollen, es möchte in der Schule für sie gebetet werden. Interessant war nun die Begründung: „Unschuldiger Kinder Gebet steigt gar sehr zum Himmel!“ Nicht in der Kirche, wie sonst in der Regel, sondern in der Schule sollte für sie Fürbitte getan werden, daß ihr Leiden sich zum Besseren wende oder Erlösung einträte. Die Schönheit und Schlichtheit des Grundgedankens verkenne ich nicht. Aber wie in den anderen Fällen schien mir ein richtiger und heiliger Gedanke durch Veräußerlichung ins Magische und Mirakelhafte gezogen zu sein. Auch das Gebet kann zum Amulett werden! Immerhin nach grausen Bildern ein freundlicher, lieblicher Abschluß, wenn man das verdächtige „gar sehr“ ausläßt: Unschuldiger Kinder Gebet steigt gen Himmel! Der feierliche Gesichtsausdruck der Schwerleidenden, als sie ihr Wort sprach, ist mir unwillkürlich im Gedächtnis geblieben. Sie war sich deutlich bewußt, daß sie ein großes Wort gelassen ausgesprochen hatte.

Kirchner

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Der heutige Artikel über Weltanschauung als Heilfaktor von Herrn Dr. Marcinowski in Haus Sielbeck am Uklei hat Herrn Pfarrer Naumann in Hubertusburg vorgelegen für den Fall, daß er sich gleich dazu äußern wollte. Er schreibt uns: „In dem Marcinowskischen Buche »Nervosität und Weltanschauung« findet sich der Satz: »Eine Idealgestalt ist über die Erde gewandelt, die wir alle kennen, und in der uns gezeigt wurde, was dem Menschen ein mögliches Ziel ist.« Vor diesem Satze habe ich wiederholt still gestanden und ihn gefragt: Bist du eine Reminiscenz aus der Schulzeit oder eine Konzession an die christliche Gestaltung der gegenwärtigen Welt oder der Ausdruck einer inneren persönlichen Beziehung zu dem Einen? Die Antwort habe ich erst in den obigen Ausführungen Dr. Marcinowskis gefunden. Unter dem Eindruck dieser warmherzigen Aussprache, die eine viel weitergehende Uebereinstimmung in den Grundfragen offenbart, als ich bei Besprechung seines Buches annahm, habe ich wenig Neigung, die noch vorhandenen Unterschiede hervorzuheben, sondern möchte ihm zeigen, daß auch ein »Priester« auf andere Gedankengänge einzugehen fähig ist, und spreche ihm nur die freudige Zustimmung aus zu seiner Art ärztlicher Seelsorge.“ Manchem Leser des obigen Artikels wird es vielleicht lieb sein zu wissen, daß von demselben Verfasser noch erschienen ist: Im Kampf um gesunde Nerven. Für Aerzte und Laien. Dritte Auflage. Berlin, O. Salle 1907. Ebenso wie Nervosität und Weltanschauung (vgl. 1908, 1, 3) auch zu beziehen vom Sanatorium Haus Sielbeck, Post Holsteinische Schweiz. Preis jenes 2, dieses 3 Mk., Porto je 20 Pfg., Nachnahme 45 Pfg.

Eben da ich meinen Artikel über „Kirchliche Theologie“ beendet hatte, legte die Post mir ein Bändchen Akademische Predigten

---

*) Ueber eine besondre Art Himmelsbriefe, die dieselbe Wirkung haben, vgl. meine Mitteilung in der „Dorfkirche“, Februar 1908.

**) von Fauth und Köster Band 14 (1903), S. 33 ff. Eine kleine Kinderenquête über den Aberglauben.

*) Ein weites Feld des Aberglaubens ist die Abendmahlsoblate. Doch führt der Bericht über den mit ihr verbundenen Aberglauben zu weit von unsrem beschränkten Thema ab. Nur ein Kuriosum aus einer früheren kirchlichen Gemeinde im Norden der Provinz Sachsen. Eine Bürgermeistersfrau schickte ins Pfarrhaus mit der Bitte um eine Hostie, ihr Pferd sei krank und solle durch die Hostie genesen! „Das Abendmahl als Medizin für Menschen“ ist leider ein nicht seltener Mißbrauch, aber für das liebe Vieh!? Dazu die Naivetät, das Unrecht nicht zu fühlen und ins Pfarrhaus direkt zu schicken!

von Professor D. Loofs in Halle auf den Tisch. (Die Predigt der Kirche. Abt. 7. Band 4. Dresden, C. Ludwig Ungelenk 1908. 139 S. Gebunden 1,50 Mk.) Ueber die gedruckten Predigten selbst kann ich für meine Person nichts sagen, nach früher gegebner Erklärung. Aber ich nehme mit Freuden Gelegenheit, 1. meinem obigen Artikel hinzuzufügen, daß die Zahl der Professoren der Theologie, die predigen, wenn man sie alle zusammenzählt, gar nicht gering ist, und zwar auch der freier gerichteten. Und 2. meine Zustimmung auszusprechen zu Alledem, was der Hallische Kirchenhistoriker in seiner sehr beachtenswerten Vorrede „über die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart" (17 Seiten) uns zu sagen hat. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Berichtigung zu Nr. 16 Sp. 408. Der Artikel von D. Achelis: Die Schwarmgeisterei in Cassel usw. in Monatschrift für Pastoraltheologie ist nicht 10, sondern 16 Seiten lang.

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Dienstag 12. Mai 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums Dorotheenstr. 13/14 II.: Theosophie und Theologie. Dr. med. R. Arndt.

Görlitz. Donnerstag 14. Mai 8 Uhr Hotel „zur Krone: Die Entstehung des A. T. Kanons. Pastor Petran.

Halle a. S. Mittwoch 20. Mai 3 Uhr im evangelischen Vereinshause: Wie ist im Religionsunterricht die Autorität der Bibel zu behandeln?

Lüttringhausen. Montag 4. Mai 5 Uhr im Düringer Hof: Lucas der Arzt. Professor Feynsche-Barmen.

Nordhausen. Mittwoch 13. Mai 1/2 5 Uhr im Hotel Schneegaß: Michel: Deutsche Religion. Referent H. Härtel.

Tiefbewegt machen wir Freunden und Bekannten unseres innig geliebten Vaters

Herrn Dekan D. K. Furrer

Professors der Theologie in Zürich

die schmerzliche Mitteilung von seinem am 14. April d. J. nach längerer Krankheit erfolgten Hinschiede.

Namens der trauernden Hinterbliebenen:

Arnold Furrer, Pfarrer

Ihre in Osnabrück vollzogene Vermählung beehren sich anzuzeigen

Oberlehrer **Ewald Früh**
und **Emilie Früh**, geb. **Detering**

Magdeburg, im April 1908.

Ihre Verlobung beehren sich anzuzeigen

Dr. Ada Thönes
Professor D. Heinrich Weinel

Bonn und **Jena**, Ostern 1908.

Florenz Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.**

Alfred Töpelmann, Gießen
Soeben erschien:
Der deutsche Christus
von
Jul. Burggraf
Bremer Beiträge II 3. Mk. 1.50
In allen Buchhandlungen

Suche für meine **18 jährige Tochter** eine Stellung auf dem Lande. Am liebsten in einem Pfarrhaus. Thüringen und Umgegend bevorzugt. Sie ist in allen Wirtschaftszweigen ausgebildet. Näheres unter **E. T.** hauptpostlagernd **Königsberg i. Pr.**

Cassel, Evangelisches Fröbelseminar verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse"** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel"** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.
Das Kuratorium.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire. Ruhige centrale Lage.
L. v. Zastrow.

Alkoholentwöhnung zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Ueber alle Gebiete des kirchlichen Lebens orientiert zuverlässig das

Kirchliche Jahrbuch

Herausgegeben von **P. J. Schneider.** 5 M., geb. 6 M.

Jahrg. 1908 [676 S. umfassend] ist soeben im Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** erschienen. Die evangelischen Kirchenbehörden empfehlen das Jahrbuch lebhaft und gestatten die Anschaffung **für Rechnung der Kirchenkassen.**

Dr. med. Wilhelm Winsch, Wie ich Naturarzt wurde! Ein ärztliches Glaubensbekenntnis, nach einem im Bürgersaale des Berliner Rathauses gehaltenen Vortrage. Preis 60 Pfg.
Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C 2,** Neue Promenade 7.
Demnächst erscheint von demselben Verfasser: Ueber **Wärmekultur,** ein Fortschritt in Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen.

Privatschule

Die in **Erndtebrück** (Bahn Marburg-Creuztal) zu gründende Privatschule soll einem pro fac. geprüften **Philologen** oder einem **Theologen** mit Mittelschullehrer- oder Rektor-Zeugnis übertragen werden. Gehalt: 1800 Mk., jährlich um 200 Mk. steigend. Meldungen mit Zeugnissen umgehend an

Dr. Weitzmann
Kreisschulinspektor in **Berleburg** (Westf.)

Damen geb. Stände (20—30 J.), die als Schwestern in der **Volkspflege** (Volkserziehung u. -Bildung, Fabrikpflege) beruflich tätig sein möchten, finden Ausbildung für praktische soziale Arbeit (evtl. unentgeltlich) im

Seminar für Volkspflege

der Genossenschaft

Evangelische Mädchenheime

(vorm. Mädchenheime des Ev. Diakonievereins, gegr. 1899) in **Dieringhausen,** Bez. Cöln a. Rh.

Damen von 16 Jahren an bietet das Seminar mit **Kochschule, Nähstube, Gärtnerei u. Kindergarten** gründliche Vorbildung für den Pflichtenkreis der Hausfrau und Mutter. (Geprüfte Lehrkräfte.) Prospekt durch die Vorsteherin.

Rudolf Just's Erholungsheim in Jungborn
Anstalt für natürliche Lebens- und Denkweise
b. **Ilsenburg i. Harz** (Post Stapelburg) **Anstalt I. Ranges**
Naturgemässe Ernährung (Früchte, gekochte Gemüse, Milch, Salate, Kompotte usw.) Ausgedehnte Luftparks mit kl. Häuschen; — ausserdem Villen. Ungehindertes Barfussgehen usw — Täglich aufklärende und fördernde Vorträge von **Adolf Just** — **Harz-Idyll** am **Eingang des lieblichen Eckertals**
— **Illustr. Prospekt mit Referenzen unentgeltlich** —

Sanatorium Tannerhof in Bayr. Zell
Bahnstation Schliersee, 800 m, geschützt, Hochgebirgslage, ländliche Erholungsstätte, Waldhütten, Regenerationskuren durch vorwiegend vegetarische Kost, Luft-, Sonnen-, Schwitz-Bäder, Massage, Liegekuren, Bergsteigen im Luftbad bis zu den Almhütten (1200 m) mit Rohkostverpflegung; Mitarbeit im Haus, Wiesen, Wald und Alm. Versorgung durch Helferinnen; keine Dienstboten und Trinkgelder. Preise 6—10 Mk. Prosp. durch **Dr. med. Chr. v. Mengershausen.**

D. F. S. G. H.

Der Anblick
unserer neuesten Fahrräder **Sturmvogel**
ist für jeden Laien und Kenner
ein Hochgenuss.
Alles was zu einem Rade gebraucht und zu einer Radtour benutzt wird, enthält unser vornehm ausgestatteter Katalog, der Jedermann auf Verlangen zugesandt wird.
Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bietet **ernst gesinnten evangelischen Frauen und Mädchen** mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren **unentgeltliche Ausbildung** (incl. Wohnung und Beköstigung) zur **selbständigen Berufsstellung als Diakonieschwestern** in der evangelisch-kirchlichen Gemeinde- und sozialen Wohlfahrtspflege.

Zweijähriger Kursus. (1 Jahr Ausbildung im Volkspflegeseminar in Dieringhausen, 1 Jahr Ausbildung in der Krankenpflege.)

Eintritt kann **ev. sofort** erfolgen.

Desgl. bildet der Rhein.-Westf. Diakonieverein **ernst gesinnte evangelische strebsame junge Männer** mit guter Volksschulbildung im Alter von 18—25 Jahren **unentgeltlich** (unter Gewährung von freier Wohnung und Beköstigung) **zu Gemeindehelfern,** Jugendhelfern, Erziehungsgehülfen etc. aus.

Dreijähriger Kursus in der Diakonenschule Waisenheim zu Wolf a. d. Mosel. Eintritt erfolgt ev. am 1. Juli cr.

Anfragen und **Anmeldungen** sind portofrei unter Beifügung des Rückportos an den Vorsitzenden des Vereins, **Pfarrer Heim** in **Lennep** (Bez. Düsseldorf) zu richten.

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Buchhändler und Antiquar,
Berlin NW 7, Universitäts-Straße 3B.

Ueber das neueste Buch des bekannten Vorkämpfers der modernen Theologie,

J. Heyn, Pfarrer in Greifswald, Jesus im Lichte der modernen Theologie

urteilen alle Kritiken nur anerkennend und der Meister evang. Schriftauslegung **D. H. J. Holtzmann,** spricht sich folgendermaßen aus:

. . . Was im ersten Abschnitt über die Quellen gesagt ist, entspricht genau den Ergebnissen unserer heutigen Theologie . . . Die 2½ Seiten, welche der Verf. der geschichtl. Wirksamkeit Jesu widmet, gehören zu dem Besten, was die weit verzweigte Jesusliteratur der letzten Jahre gebracht hat. Daran schließt sich eine ebensolche von richtiger und pietätvoller Empfindung für die Poesie der „Weihnachtsgeschichten" wie von unerbittlichem Wahrheitssinn und vollkommener Beherrschung der historisch-kritischen Sachlage zeugende Beurteilung der Geburtsgeschichten. . . . Für ein Meisterwerk auf dem Gebiete der popularisierten Wissenschaft halte ich aber den 3. Abschnitt, Die Religion Jesu. . . . Ihm folgt ein gleichwertiger, der seine Sittenlehre behandelt. . . . Den würdigsten Abschluß bildet die Betrachtung über die Auferstehung, unwiderleglich schlagend in der Konfrontierung der Zeugen usw.

Der Preis ist nur Mk. 2.20. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlage.

Greifswald **Ludwig Bamberg**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Im Mai 1908 beginnt in Lieferungen zu erscheinen:

Die Heilige Schrift des Alten Testaments

in Verbindung mit

Professor Budde in Marburg, Professor Guthe in Leipzig, Lic. Hölscher in Halle, Professor Holzinger in Stuttgart, Professor Kamphausen in Bonn, Professor Kittel in Leipzig, Professor Löhr in Breslau, Professor Marti in Bern, Professor Rothstein und Professor Steuernagel in Halle

übersetzt und herausgegeben

von

E. Kautzsch

Professor der Theologie in Halle

3. völlig neugearbeitete, mit Einleitungen und Erklärungen zu den einzelnen Büchern versehene Auflage.

Die neue Auflage des „Kautzsch" ist nicht nur **völlig neugearbeitet,** sondern auch in der **Anlage verändert.** Die Gebildeten aller Stände, welche in großer Zahl neben den Theologen von Fach die Kautzsch'sche Uebersetzung mit Eifer lesen und studieren, verlangten mehr und mehr darnach, daß dem Verständnis der Uebersetzung durch kurze Fingerzeige und Erläuterungen nachgeholfen werden möchte. Diesem Wunsche ist in der **3. Auflage** Rechnung getragen, **in welcher die Uebersetzung mit gemeinverständlichen Anmerkungen unter dem Text verbunden ist.** Die literar-kritische Orientierung ist aus den „Beilagen" an die Spitze der Bücher verlegt worden. Den einzelnen Abschnitten der Uebersetzung sind kurze Einführungen vorausgeschickt, die über den Inhalt, den Aufbau, die etwaige Komposition aus verschiedenen Quellen und die Tendenz in Kürze Aufschluß geben.

So dürfte die neue Auflage der Kautzsch'schen Uebersetzung einem doppelten Bedürfnis entgegenkommen: dem der Theologen **und** dem der gebildeten Laien. Den **Theologen** bietet sie neben der Uebersetzung auch das Material in knapper und handlicher Form zu bequemer Verwertung. Der **Laie** soll aus ihr über den heutigen Stand der wissenschaftlichen Erforschung der Bibel verläßliche Auskunft erhalten.

Der **Umfang** der neuen Auflage läßt sich im Voraus nicht genau übersehen. Die Erläuterungen werden eine Vermehrung des Umfanges welcher bisher 78¼ Bogen betrug, zur Folge haben. Doch wird diese durch eine Veränderung des Formats zum Teil wieder eingebracht werden.

Die **Berechnung** erfolgt nach Maßgabe der Bogenzahl. **Ein Bogen** wird **in der Subskription** 20 Pfennige kosten, so daß eine Lieferung von 4 Bogen auf

M. —.80.

zu stehen kommt. An diesen Bogenpreis hält sich die Verlagsbuchhandlung nur Subskribenten gegenüber und nur bis zum Erscheinen der 10. Lieferung gebunden.

Da sich die Lieferungen in Abständen von 5 Wochen folgen sollen, werden jährlich etwa 10 Lieferungen erscheinen, so daß die Subskribenten der dritten Auflage mit einer jährlichen Ausgabe von

M. 8.—.

zu rechnen haben.

Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben. Der Kauf der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme aller Lieferungen.

Die Vollendung des Werkes kann für das Frühjahr 1910 in Aussicht gestellt werden.

Prospekte mit Probeseiten und Werbehefte mit Probebogen werden durch alle Buchhandlungen und den Verlag unberechnet geliefert.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Alfred Schall in Berlin (Verein der Bücherfreunde)